Deutsche Mustersammlung

für die

lateinischen Schulen und Gymnasien

im

Königreiche Bayern.

Erster Theil.

Vierte unveränderte Auflage.

Preis: ungebunden 50 kr.

München, 1862.

Im königlichen Central-Schulbücher-Verlage.

Deutsche Mustersammlung.

Erster Theil.

1. Die Stufenleiter.

Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. Weh mir Armen!
Rief es, ach, Herr, verschone mich!
Laß meiner Jugend dich erbarmen!
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spatz. Gieb, rief er aus,
Mich frei! Was hab' ich denn begangen?
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. Herr König, laß mich los!
Rief er, du hackst mich ja in Stücken.
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
Warum, rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, tödtet mich dein Bogen?
Ei! sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein.

Pfeffel

2. Der Schooßhund und der Kettenhund.

Ein liebes Hündchen war Finette,
Klein, niedlich, weißer als der Schnee;
Es schlief auf einem seidnen Bette,
Aß Zuckerbrod und trank Kaffee.
Allein trotz aller guten Tage,
Selbst bei dem schönsten Leibgericht,
Ward ihm das Leben oft zur Plage;
Warum? Das wußt' es selber nicht.
Mit manchem Seufzerchen erzählet
Es einst sein Leid dem Kettenhund,
Und spricht: Was ist's nur, das mich quälet?
Warum bin ich nicht ganz gesund?
Du bist so lustig an der Kette,
Hast doch nur Brod und schläfst auf Stroh;
Mich nährt Confect, ich hab' ein Bette,
Und doch bin ich so selten froh.
Hm! spricht der Freund, das wußt' ich lange;
Es zu ergründen ist nicht schwer:
Das kommt, mein Freund, vom Müssiggange
Und von den guten Tagen her.

K. H. Schwabe.

3. Knabe und Hündchen.

Kn. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
Ordentlich gerade sitzen lern'.
H. Ach, soll ich schon lernen und bin so klein;
O laß es doch noch ein Weilchen sein!
Kn. Nein, Hündchen, es geht am besten früh;
Denn später macht es dir große Müh'.

Das Hündchen lernte; bald war's gescheh'n,
Da konnt' es schon sitzen und aufrecht geh'n,
Getrost in das tiefste Wasser springen,
Und schnell das Verlorne wieder bringen.
Der Knabe sah seine Lust daran,
Lernt' auch, und wurde ein kluger Mann.

Hey.

4. Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schubkarrn ziehn, ins Wasser gehn,
Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hunds gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.

Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte doch viel leichter sein,

Den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh,
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudirten Sachen;
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand,
Und stellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderfüße nieder.
Man rufet den Professor Fritz,
Auch der erschöpfet seinen Witz.
Umsonst! Es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, sprach Fritze, hilft der Stock.
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
Noch bleibt er steifer, als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
Was wollt ihr? sprach der arme Tropf,
Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doctor schlagen.
Geht, werdet durch mein Beispiel klug:
Ihr Kinder! lernet jetzt genug;
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.

Pfeffel.

5. Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um;

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne. —
Blinder Eifer schadet nur.

Lichtwer.

6. Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her, und schoß
All ihr Gift nach ihm.

Ach, was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei! fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du?

Pfeffel.

7. Der Fuchs ohne Schwanz.

Reinecke verwirrte sich
In die ihm gelegten Stricke,
Wiewohl er selbst entwich,
Ließ er doch den Schwanz zurücke.

Um nicht lächerlich zu sein,
Predigt' er den Füchsen ein,
Auch den ihren abzulegen.
Seine Hörer zu bewegen,
Sprach er, als ein Cicero:
Erstlich will's der Wohlstand so,
Um sich zierlicher zu regen;
Denn man trabt damit zu schwer
Und zu unbequem einher.
Zweitens macht ein Schweif zu kenntlich.
Drittens hält er in dem Lauf
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er vielen schändlich.

Stumpfer Redner! schweige du,
Rief ein alter Fuchs ihm zu;
Was du lehrest, wird verlachet.
Nur der Neid ist, was dich quält,
Der den Vorzug, der ihm fehlt,
Andern gern zuwider machet.

Hagedorn.

8. Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen;
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.

Pantalon, sein bester Freund,
Leckt' ihn an dem heißen Munde;
O, erseufzt' er, bittre Stunde!
O, wer hätte das gemeint!

Ach! rief Phylax, Pantalon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davon gekommen!
Sterb' ich Aermster so geschwind,
O, so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief' ich ein,
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst Du mich, und bist du treu,
O, so hole sie herbei!
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantalon!
Hab' ich nur noch gestern Morgen
In dem Wintereis verborgen;
Aber — friß mir nichts davon.

Pantalon war fortgerannt;
Brachte treulich, was er fand.
Phylax roch bei schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laßt mir alles liegen!
Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht!

Sollt' ich nur so glücklich sein,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mag's nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich dir, bei meinem Leben!
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst — Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg;
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Gellert.

9. Till.

Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.

So oft als sie zu einem Berge kamen,
Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein, wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fing einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe,
So denk' ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe,
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß' ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken,
So lern' so klug, wie Eulenspiegel sein:
Im Unglück gern an's Glück, im Glück an's Unglück denken.

Gellert.

10. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er geseh'n, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahen,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Gellert.

11. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden.
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der and're leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen

Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Gellert.

12. Der Haunstein.

(Ballade.)

Sehet dort auf jenen Höhen
An des Klausners Zell' vorbei,
Trümmerndes Gemäuer stehen,
Ragen in die Lüfte frei.

Gräßlich thut's dort oben hausen,
Dumpfes Stöhnen wird gehört,
Schauervoll vernimmt man's sausen,
Wo das Bergschloß liegt zerstört.

Lang in dieses Schlosses Mitte,
Hohen Muthes, ungeschwächt,
Treu der alten biedern Sitte,
War ein ritterlich Geschlecht;

Lebte froh und lebte bieder,
Bis von Habsucht arg gefaßt,
Die zwei letzten, welche Brüder,
Mordbegierig sich gehaßt.

Unfern von den grünen Wiesen,
Die hindurch ein Bach sich schmiegt,
Sich die Brüder niederstießen,
Wo die schmale Stelle liegt.

Drum verweilet tiefe Trauer,
Wehend immer grausend da,
In den Lüften Geisterschauer,
Wo die blut'ge That geschah.

Jährlich an demselben Tage
Flammen werden zwei gesehn;
Mit dem mitternächt'gen Schlage
Gräulich hört man dort es gehn.

Und die Flammen kommen wieder,
Wo geschah der Brüdermord,
Bis sich gegenseitig Brüder
Einst das Leben retten dort.

König Ludwig.

13. Wechselbedürfniß.

In der Kette menschlichen Vereines
Ein nothwendig Glied ist jeder Stand:
Von den Gliedern darfst du brechen Keines,
Oder du zerbrichst das ganze Band.

Nicht der Arme nur bedarf des Reichen,
Auch der Reiche des Bedürftigen;
Nicht der Diener nur des Herrn, desgleichen
Auch der Herr des Unterwürfigen.

Die Sonne stünde nicht im Mittelpunkte,
Wenn die Planeten nicht im Kreise stünden;
Was hälf' es ihr, daß sie mit Strahlen prunkte,
Wenn sich daran kein Leben wollt' entzünden?

Ist das Kind um der Mutter willen,
Oder die Mutter da für's Kind?
Sie fragen's nicht, sie fühlen im stillen,
Daß sie beide für einander sind.

Die Quelle bot ihre Fluthen preis
Und lockte der Blumen Begierde;
Sie stellten sich um die Quell' im Kreis
Und dienten ihr so zur Zierde.

Also sprach die Myrte zur Cypresse:
„Ständ' ich nicht am Boden hier,
Hättest du, woran dein Stolz sich messe,
Nicht den Maßstab neben mir.

Und wäre nicht mein Mangel gesandt
Zur Hülfe der Füll' in deinen Händen,
So müßtest du mit der vollen Hand
Des Glück's entbehren Glück zu spenden."

Rückert.

14. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe
Recht dreist zu lügen wieder kam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich euch's und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd.“
„Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder,
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn itzunder
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn
(Wir müssen selbst darüber gehn)
Die hat dir manchen schon betrogen
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig sein),
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrak, sobald er dieß vernommen.
„Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr;
Doch wieder auf den Hund zu kommen,

Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär?
Wie euer größtes Pferd? dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß wie mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterliche Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb."

Die Brücke kömmt. Fritz, Fritz, wie wird dirs gehn!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater, spricht er, seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen;
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

Gellert.

15. Sommerlied.

Geh aus mein Herz und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau' an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Gruft,
Und macht sich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen,
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh,
Ist froh, und kommt aus seiner Höh'
In's tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrthen.
Die Wiesen liegen hart dabei,
Und klingen ganz vom Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Fleucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise.
Des süßen Weinstocks starker Saft

Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt,
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüthe.

Ich selbsten kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk ich, bist du hie so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein,
Wie muß es da wohl klingen!
Da so viel tausend Seraphim
Mit unverdroßnem Mund und Stimm'
Ihr Hallelujah singen.

O wär' ich da! O stünd' ich schon,
Ach, süßer Gott, vor deinem Thron,

Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur, und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe.
Gib, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiden.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und laß mich bis zur letzten Reis'
An Leib und Seele grünen:
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und sonsten keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

P. Gerhard.

16. Räthsel.

1.

Auf einer großen Weide gehen
  Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
  Sah sie der alleräl't'ste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
  Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen beigegeben
  Mit schön gebognem Silberhorn.
Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
  Er überzählt sie jede Nacht.
Und hat der Lämmer kein's verloren,
  So oft er auch den Weg vollbracht.
Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
  Ein muntrer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du mir sie deuten?
  Und auch den Hirten zeig mir an!

2.

Ein Vogel ist es und an Schnelle
  Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zertheilt die Welle,
  Die noch kein größres Unthier trug.
Ein Elephant ist's, welcher Thürme
  Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
  Gleicht es, wenn es die Füße regt,
Und hat es fest sich eingebissen
  Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
  Und trotzt dem wüthenden Orkan.

3.

Von Perlen baut sich eine Brücke
  Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
  Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
  Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
  Und scheint, wie du ihr nahst zu fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
  So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet?
  Und wer sie künstlich hat gefügt?

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
  Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
  Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
  Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
  Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach krystallenrein,
Von einem einzigen Edelstein,
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

Schiller.

17. Noch einige Räthsel.

1.

Es ist die wunderschönste Brück',
Darüber noch kein Mensch gegangen;
Doch ist daran ein seltsam Stück,
Daß über ihr die Wasser hangen,
Und unter ihr die Leute gehn
Ganz trocken, und sie froh ansehn,
Die Schiffe segelnd durch sie ziehn,
Die Vögel sie durchfliegen kühn;
Doch stehet sie im Sturme fest,
Kein Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

2. Die A.B.C.-Schützen.

Rathe, was ich habe vernommen:
Es sind achtzehn fremde Gesellen in's Land gekommen
Zu malen schön und säuberlich,
Doch keiner einem andern glich;
All ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen,
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn;
Das waren hochgelehrte Leut',
Der erst' erstaunt, reist's Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünft' gar wie ein Uhu thut.
Das waren ihre Künste gut,
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

3.

Ich fahre oft und reite nie,
Und diene zu Fuß in der Cavallerie.

4.

Ich rede ohne Zunge,
Ich schreie ohne Lunge,
Ich habe auch kein Herz,
Und nehm doch Theil an Freud und Schmerz.

5.

Ich labe mit einem B.
Ich schade mit einem D.
Ich labe mit einem K.
Ich schade mit einem H.
Nie bleib ich mit W zurück,
Mit Z. entstell' ich den Blick.

6.

Drei Worte gibt ein R und E,
Ein doppelt N., ein O und D;
Das eine brüllt, das andre sticht,
Im dritten fehlt's an Kälte nicht.

7.

Ein doppelt T, ein kleines E,
Ein R und O — die stelle so,
Wie's klingt und paßt, und sieh, du hast,
Was süße schmeckt, was Menschen schreckt,
Auch lebt's im Fluß, stirbt oft vom Schuß.

8.

Zwei Väter und zwei Söhne
Schossen drei Hasen schöne;

Ein jeder hat einen ganzen
Getragen in seinem Ranzen.

9.

Ein schneller wohlgeführter Wagen,
Mit zwei und fünfzig Frauen besetzt,
Wird auf zwölf Rädern fortgetragen.
Die zwei und fünfzig Frauen zumal
Sind hingesetzt
Nach ihrer Reih' und Zahl.
Ihr Wagen stets zu allen Zeiten geht.
Mit zweimal Sieben fahren sie;
Die einen sind schwarz, die andern weiß;
Sie ziehen den Wagen mit großem Fleiß.
Der Wagen läuft in Freud und Leid,
Bis ihm sein Meister das verbeut.
Weß Deutung mir nun, ihr Rathgeber genügt
Der lebe das ganze Jahr vergnügt!

10.

Schwesterlich umfängt die Erde
Meine Erste überall;
Als der Schöpfer sprach: Es werde!
Trug sie seines Wortes Schall.
Sie beflügelt meine Zweite,
Jenen wandernden Pallast,
Daß er über Tiefen gleite,
Pfeilen gleich und ohne Rast.
Ueber Berg und Wolken hebt
Sich das Ganze unbelebt.

11.

Ich weiß ein Paar, sind Mann und Weib,
Die haben beide einen Leib.

Sind älter, als die Männer und Frauen,
Die je die Sonne mag beschauen.
Das Weib ist schwarz, der Mann ist weiß,
Sie voller Schlaf, er voller Fleiß;
Drum können sie sich nie vergleichen,
Kommt eins, so muß das andre weichen.
Mehr helle Augen hat die Frau,
Als auf dem Hof der stolze Pfau.
Viel tausend Lichter man hier findet;
Viel Fackeln werden angezündet;
Doch sieht sie minder, als der Mann,
Der nur ein Auge brauchen kann.

18. Denksprüche.

1.

Wer Sünde weiß zu scheuen,
Der darf sie nicht bereuen.

2.

Aug' und Ohren sind die Fenster, und der Mund die Thür' im Haus;
Werden diese wohl bewahret, geht nichts Böses ein und aus.

3.

Was niemand wissen soll, soll niemand auch begehen;
Ein jeder soll sich selbst statt tausend Zeugen stehen.

4.

Die Welt ist ein gemeiner Tisch, drauf alle Menschen essen.
Wohl dem, der dessen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergessen.

5.

Singet ein Vögelein Tag und Nacht,
Warum sind die Menschen nicht auch bedacht,
Daß sie den gütigen Schöpfer droben
Dankbar des Tag's ein Stündchen loben?

6.

Vergilt nicht, ob dein Feind dir etwa Böses thu';
So überwind'st du dich und deinen Feind dazu.

7.

Dein kleinster Feind ist der, der dir von Außen droht;
Der dir im Busen wohnt, verursacht größre Noth.

8.

Dem, der sich weise dünkt, dem sag' auf's leiseste:
Wer sich zu weise dünkt, ist nicht der Weiseste.

9.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht, der Große begehrt just so das Große zu thun.

10.

Gib Eltern, was du kannst, und gern und bis ins Grab.
Du schenkest nicht; du trägst nur deine Schulden ab.

11.

Wer immer faul und müssig bleibt,
War lebend auch ein Schatten;
Der Tagdieb ist der größte Dieb,
Er kann nichts mehr erstatten.

12.

Lerne Ordnung, liebe sie;
Ordnung spart dir Sorg' und Müh'.

13.

Ein fauler Apfel machet schnell,
Daß auch faul wird sein Gesell.

14.

Besser ist es, einsam sein,
Als sich mit den Bösen freun.

15.

Redlich sei des Herzens Grund,
Redlich spreche auch dein Mund.

16.

Klopft es, Kind, in deinem Herzen,
Laß das Lachen, laß das Scherzen:
Daß du keine Sünde thust,
Und nicht bitter weinen mußt.

17.

Bet' und arbeit',
Gott segnet zu seiner Zeit.

18.

Gute Sprüche, weise Lehren
Muß man üben, nicht bloß hören.

19. Der Schwarze in der Zuckerplantage.

Weit von meinem Vaterlande
  Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh' und Schande;
  O, die weißen Männer, klug und schön!
Und ich hab' den Männern ohn' Erbarmen
  Nichts gethan.
Du im Himmel, hilf mir armen
  Schwarzen Mann!

Claudius.

20. Am Grabe meines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein hier,
Sanfter Friede Gottes. Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten,
Und ich kanns ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost vom ew'gen Leben
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein,

Bis ihn Jesus Christus, hoch und hehr,
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben

Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Claudius.

21. Am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und Sitte hören,
Will mich wälzen und vor Freude schrei'n,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen —
Ha, mein Thyrsus sei ein Birkenreis,
Und so taumel' ich meinem Freund entgegen.

Claudius.

22. Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.“ Der Herr antwortete: „du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst so soll der Lohn sein“, und gab ihm ein Stück Gold, das so groß, als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die

Schulter, und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging, und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbei trabte. „Ach, sprach Hans ganz laut, was das Reiten ein schönes Ding ist! da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein; spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?“ „Ach, da muß ich den Klumpen heim tragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mirs auf die Schulter.“ „Weißt du was“, sagte der Reiter und hielt an, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen.“ „Von Herzen gern, sprach Hans, aber ich sage euch, ihr müßt euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold, und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände, und sprach: „wenns nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen, und hopp hopp rufen.“

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß, und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilchen fiels ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sichs Hans versah, war er abgeworfen, und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen, und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich, und sprach zu dem Bauer: „es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf eine Mähre geräth wie diese, die stößt, und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf.

Da lob ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun", sprach der Bauer, „geschieht euch so ein großer Gefallen, so will ich euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich auf's Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brod, und daran wird mirs doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst so melk ich meine Kuh, und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirthshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrod, rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter immer dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte, da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken, und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum, und stellte seine Ledermütze unter, aber, so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte, und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Wegs, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er, und half dem guten Hans auf. Hans er-

zählte was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche, und sprach: „da trinkt einmal, und erholt euch.“ „Die Kuh will wohl keine Milch geben. Das ist ein altes Thier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten.“ „Ei, ei,“ sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! es ist freilich gut, wenn man so ein Thier in's Haus abschlachten kann, was gibts für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste.“ „Hört Hans, sprach da der Metzger, „euch zu Liebe will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh lassen.“ „Gott lohn euch eure Freundschaft“ sprach Hans, übergab ihm die Kuh, und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen, und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter, und überdachte wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht, Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal,“ fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, sie ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ „Ja,“ sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau.“ Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört,“ fing er darauf an, „mit eurem Schweine mags nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin,

ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habts da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch damit fängen, das geringste ist, daß ihr ins finstere Loch gesteckt werdet.“ Dem guten Hans ward bang, „ach Gott,“ sprach er, „helft mir aus der Noth, ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da, und laßt mir eure Gans.“ „Ich muß schon etwas auf's Spiel setzen,“ antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht Schuld sein daß ihr ins Unglück gerathet.“ Er nahm also das Seil in die Hand, und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimath zu. „Wenn ichs recht überlege“, sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vortheil bei dem Tausch; erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsebrod auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scheerenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„ich schleife die Scheere, und drehe geschwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.

Hans blieb stehen, und sah ihm zu; endlich redete er ihn an, und sprach: „euch gehts wohl, weil ihr so lustig bei eurem Schleifen seid.“ „Ja,“ antwortete der Scheerenschleifer, „das Handwerk hat einen goldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die schöne Gans gekauft?“

„Die hab ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht.“ „Und das Schwein?“ „Das hab ich für eine Kuh gekriegt.“ „Und die Kuh?“ „Die hab ich für ein Pferd bekommen.“ „Und das Pferd?“ Dafür hab ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben.“ „Und das Gold?“ „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst.“ „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt,“ sprach der Schleifer, „könnt ihrs nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn ihr aufsteht, so habt ihr euer Glück gemacht.“ „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt ihr mir aber auch weiter nichts als eure Gans geben; wollt ihr das?“ „Wie könnt ihr noch fragen,“ antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?“ reichte ihm die Gans hin, und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun,“ sprach der Schleifer, und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sichs gut schlagen läßt, und ihr eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“

Hans lud den Stein auf, und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude, „ich muß in einer Glückshaut geboren sein,“ rief er aus, „alles was ich wünsche trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe wei-

ter gehen, und mußte jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen, und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich, und wollte sich zum Trinken bücken, da versah ers, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder, und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen, und ihn auf eine so gute Art, und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte: das sei das einzige, was ihm noch hinderlich gewesen wäre. „So glücklich wie ich," rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Grimm.

23. Der Staar.

Wer in Bayern gewesen ist, als Max Joseph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kommt, der wird von diesem Könige vieles vernehmen woran er sich freuen kann. Er war aber auch recht die Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn wie Kinder ihren Vater lieben. Auch war er jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn auch wo er mit Thaten nicht helfen

konnte, half er mit tröstenden Worten, die von dem Munde eines Königs noch besser zu Herzen gehen als von andern. Früh schon und eh' er hoffen konnte irgend etwas zu regieren, außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten Mann im Lande, und gewann die Herzen aller die ihm nah kamen. Was aber gar oft geschieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichthum wächst, das Herz sich zusammenzieht, und wenn der äußere Mensch sich erhebt, der innere niedersinkt, das widerfuhr dem guten Max Joseph nicht: sein Herz blieb wie es gewesen war ehe die Krone sein Haupt schmückte, und der Strom menschlicher Gefühle ergoß sich bei ihm noch reichlicher, als zuvor, unter dem königlichen Purpurmantel. Darum ist er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit sich zu nehmen, und es war die Lust und der Stolz seines Volkes ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe gesehn, wenn er von einer Reise oder sonst in die Hauptstadt zurückkam und der offene Wagen langsam durch das Gedränge fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem König die Hand zu reichen und er keine zurückwies, wie hart sie auch war. Gern mischte er sich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk, und hörte auf die Reden der Leute und fragte sie aus; denn er wußte daß er so die Wahrheit besser erführe als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausstreuen. Oft, wenn er einsam ging und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm ein freundliches Wort zu oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte sich geehrt und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gern um sich hatte und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf einsamen Spatziergängen in vertraulichem Gespräche gesehen wurde. Sein Ausgang aus dem Leben war

wie er ihn selbst gewünscht hatte. Nur eine leise Ahnung von Unwohlsein ging vor ihm her; aber niemand war besorgt, so wenig als er selbst: kein Arzt ward gerufen, kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufstand und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn todt, in derselben Lage, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß, die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaister Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollen Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde nebst vielen andern Dingen auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte: viele seltne Thiere mannigfaltiger Art, auch überseeische Loris, Papageien und deutsche Staare. Von den letztern waren schon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte und von unscheinbarem Aeußern. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte, wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgeräthe fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau geworden war, stumm umhergeht und sich grämt, daß er das alles überlebt. Als nun der alte unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei- oder viermal angeboten hatte und alles schwieg, wurde der Käfig mit dem Staare in eine Ecke bei Seite gesetzt und andere Dinge ausgerufen. Auf einmal schallte es aus der Ecke: „Max Joseph! Vater Max!“ — Alle Köpfe wendeten sich nun nach der Seite hin, woher der Ruf kam? Wer ists? wer

ruft? fragten viele; und da einer der dem Käfig zunächst stand sagte: „Es ist der Staar der weggesetzt worden ist," da riefen alle wie aus Einem Munde: „den Staar, den Staar her!" So kam der unscheinbare Vogel mit einemmale zu Ehren, weil es eben jedem vorkam, als habe die treue Liebe die er selbst im Herzen hegte durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Staar selbst aber, da alles um ihn her so lebendig wurde und alle Anwesenden ihn liebkosten und lobten, wurde nun auch ganz munter und rief in einem fort: „Max Joseph! Vater Max!" nicht, wie man zu sagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, sondern so recht aus vollem Herzen. Da wollte nun jeder den beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich, so daß wohl nie ein Staar so theuer bezahlt worden ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben, und trug ihn im Triumphe nach Hause, und die andern beneideten ihn.

Das war denn auch eine Leichenfeier von eigenthümlicher Art, und gewiß keine der schlechtesten.

Jacobs.

24. Das Mährchen von Philemon und Baucis.

Weit, weit von uns gegen Morgen hin, in demjenigen Theile von Asien, den wir Klein-Asien nennen, liegt ein fruchtbares Land, voller Hügel und Thäler, von Flüssen durchströmt, von Bächen und Quellen befeuchtet; in alten Zeiten ward es Phrygien genannt.

Dort lebten vor langen, langen Jahren Philemon und Baucis, fromm und schlicht, in Armuth zwar, aber zufrieden

und glücklich. Ihre ärmliche Hütte stand weit oben im Thale, ziemlich fern von den Wohnungen ihrer reicheren Nachbarn, und nur mit Stroh und Schilfrohr gegen den Regen und gegen Unwetter gedeckt. Aber sie hätten dieselbe dennoch mit keiner der stattlichsten Wohnungen im Thale vertauscht. Sie war ihnen lieb geworden durch lange Gewohnheit; denn als junge Eheleute hatten sie sie bezogen, und waren allmählich darin grau geworden. Ihren Unterhalt verschaffte ihnen ein Garten, den sie selbst bauten, und ein mäßiges Feld, das sie selbst bestellten.

Einst waren sie mit einer Arbeit im Garten beschäftigt; da machte sie plötzlich ein schreckliches Hundegebell aufmerksam, das von der Wohnung ihres nächsten Nachbars heraufscholl. Sie sahen hinab und gewahrten zwei fremde Männer, welche das Gehöft verließen, von den Hunden des Nachbars verfolgt, und unter dem Thore sahen sie noch den Nachbar stehen, und bemerkten, wie er die geballte Faust drohend erhob, den beiden Fremdlingen nachscheltend und die Hunde gegen sie hetzend.

„Was mag wohl da unten geschehen sein?“ sagte Philemon zu seiner Frau. „Was wird es sein?“ erwiederte Baucis. „Wir kennen ja die unfreundliche Art des Nachbar. Die beiden Fremdlinge haben ihn vielleicht um Herberge angesprochen, und er hat sie, wie er schon oftmals gethan, zum Hause hinaus gejagt.“ Da schüttelte Philemon sein graues Haupt und sprach: „Das wäre doch schändlich! Aber möglich ist's. Die Tugend der Gastfreundschaft kennen unsere Nachbarn überhaupt nicht.“

Indem sie noch sprachen, sahen sie, daß die beiden Fremden den Fußpfad einschlugen, der nach ihrer Hütte herauf führte. Sie legten darum ihre Arbeit bei Seite, und gingen

durch die Hinterthüre in das Haus, um sie da zu erwarten. Alsbald traten auch die zwei Fremdlinge gebückt durch die niedrige Thüre herein.

„Ihr guten Leute," redete sie der größere von ihnen an, „wollt Ihr uns wohl erlauben, daß wir uns unter Eurem Dache von der Ermüdung ein wenig ausruhen? Wir würden Euch nicht beschwerlich fallen, wenn wir nicht von einer weiten Wanderung äußerst erschöpft wären, und der Ruhe und Erfrischung sehr bedürften. Schon bei den ersten Häusern des Thales klopften wir an, um ein Obdach zu finden, allein nirgends wurden wir aufgenommen. Das eine war fest verschlossen und verriegelt, indem wir nahten; hier wurden wir mit Scheltworten abgewiesen, dort mit Hunden hinaus gehetzt, und an andern gar mit Schlägen bedroht. So haben wir in dem langen Thale überall vergeblich eine gastfreundliche Aufnahme und Herberge gesucht; wenn Ihr uns nun auch nicht aufnehmen wolltet" —

„Ei was!" fiel ihm hier Philemon in die Rede, das soll man mir nicht nachsagen, daß ich einem müden Wandersmann Obdach und Labung versagt hätte. Wenn wir schon arm sind, so theilen wir doch gern mit, was wir besitzen. Kommt, setzt Euch. Doch müßt Ihr mit unserer Armuth vorlieb nehmen."

Mit diesen Worten stellte er einen Sitz zurecht, und emsig kam die alte Baucis herbei und deckte einen einfachen aber reinlichen Teppich darüber. Dankbar ließen sich die beiden Wanderer nieder. Baucis aber trat vor sie hin, neigte sich freundlich, und sprach: „Ruhet hier einstweilen, Ihr Herrn, ich will Euch geschwind ein Fußbad bereiten, das zieht die Müdigkeit am besten aus den Füßen. Auch sollt Ihr nicht hungrig von uns gehen. Zur Sättigung sollt Ihr finden,

was Ihr bedürfet. Nur müßt Ihr keine seltenen Leckerbissen erwarten, der Hunger und der gute Wille, mit dem wir geben, was wir vermögen, muß Euch das ländliche Mahl würzen.“

Mit diesen Worten eilte sie an den Herd, rührte die Asche von einander, nahm dürres Laub, Kien und trocknes Reisholz, legte es auf die glimmende Asche und blies es mit keuchendem Athen zur Flamme. Und als es nun brannte, stellte sie den kleinen Wasserkessel darüber.

Hierauf setzte sie sich, das Gemüse zu belesen, das ihr Mann indessen aus dem Garten geholt hatte. Philemon aber holte mit der zweizackigen Gabel den Schinken herunter, der schon lange aufbewahrt an dem schwarzberußten Balken hing, und schnitt ein Stück davon ab. Während sie aber diese und andere Zurüstungen trafen, sprachen sie immer mit den Gästen, um ihnen die Zeit zu verkürzen.

Endlich war das laue Fußbad bereitet. Indeß sich die Wanderer damit erfrischten, rüstete Baucis den Tisch. Nach der Sitte des Landes lag man längs ausgestreckt bei Tische auf besondern Ruhebetten. Reichere Leute hatten sie kostbarer. Hier war das Gestelle von Weiden geflochten, die Polster waren mit Seegrase ausgefüllt, und Baucis hatte sie mit dem festtäglichen Ueberzuge bekleidet; aber auch dieser war schlecht und veraltet. Die Gäste streckten sich darauf hin, und Baucis stellte den Tisch zurecht. Aber er wollte nicht feststehen; wie sie ihn auch rückte, — er wackelte immer, denn der eine Fuß war kürzer, als die übrigen. Endlich schob sie eine Scherbe darunter, und nun stand er fest. Hierauf rieb sie ihn mit wohlriechenden Kräutern ab, und jetzt ward aufgetragen.

Da gab es Oliven, eingemachte Kornelkirschen, Endivien, Rettig, Käse und weichgesottene Eier. Auch der Wein fehlte nicht bei dem Mahle. Philemon brachte ihn in einem irdenen Kruge mit weiter Oeffnung, der mit erhabenen Schildern und Figuren verziert war. Die Becher aber waren von Holz, innen mit Wachs überzogen.

Hierauf brachte Baucis die warmen Speisen, und endlich den Nachtisch, der reich versorgt war mit Nüssen, Datteln, Pflaumen, Feigen, Aepfeln und Trauben. Alles war selbst gezogen in dem Garten oder auf dem eigenen kleinen Felde gewachsen. Freundlich rühmten sie dieß den Gästen, und bedienten sie mit einer Bereitwilligkeit und Herzlichkeit, die höher zu schätzen war, als das Mahl selbst.

Philemon schenkte fleißig die Becher voll; mit einemmale fiel es ihm aber auf, daß der Krug nicht leer wurde, daß er beinahe noch voll war. Er wurde aufmerksam, und als er wieder eingeschenkt hatte, sah er deutlich, wie der Wein im Kruge wieder hinaufstieg. Er winkte seiner Frau, und zeigte es ihr, und sie sprachen insgeheim mit einander. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte Philemon. „Wenn ich sonst so oft einschenke, wird der Krug doch immer leerer; da ist aber noch so viel Wein darinnen, als ich hineingefüllt habe. Diese Fremdlinge sehen mir überhaupt nicht aus, wie gewöhnliche Menschen. Sieh nur, welche ernste, ehrfurchtgebietende Miene der Eine hat.“ — „Ja wohl,“ versetzte die erschrockene Baucis, „und der Andere spricht selbst mit ihm, nicht wie mit Seinesgleichen, sondern ehrfurchtsvoll, wie ein Diener mit seinem Herrn. Siehst du nicht, welcher helle Schein auch den Einen umgibt? Gewiß du hast Recht, gewiß ist das irgend ein mächtiger Genius, den wir unter unser schlechtes Dach aufgenommen haben.“

Während dieses Gespräches ging ihnen erst noch die feste Ueberzeugung auf, daß die beiden Fremdlinge gewiß keine Menschen wären, sondern übermenschliche Wesen. Darum traten sie, furchtsam nahend, vor sie, und fleheten mit aufgehobenen Händen, sie möchten Nachsicht haben mit ihrer schlechten Bewirthung. Ehe sie aber noch eine Antwort erhielten, eilten sie beide zumal von dannen und gingen nach dem kleinen Hofe, um ihre einzige Gans zu fangen und den mächtigen Gästen als ein Opfer zu schlachten. Die Gans aber wollte sich nicht fangen lassen, und wie die Alten auch nacheilten und wie oft sie sie auch zu haschen meinten, so oft entkam sie ihnen wieder. Mit lautem Geschrei lief sie und schwang ihre Flügel dabei, und entfloh zuletzt in die Hütte, wo sie sich, gleichsam um Schutz flehend, zu dem einen der Fremdlinge flüchtete. Philemon und Baucis kamen athemlos nach, um sie hier nun zu erhaschen. Der eine der Gäste, zu dessen Füßen sie sich gerettet hatte, erhob aber die Hand, und sprach: „Laßt es leben das treue Thier, das Euch durch seine Wachsamkeit bisher die Hütte beschützt hat, und Euch des Nachts durch sein Geschnatter erweckte, wenn ein Dieb sich nahte. Aber Ihr habt Euch nicht betrogen! wir sind keine gewöhnlichen Menschen. Ich bin Zeus, der mächtige König der Geister, und mein Begleiter ist Hermes, ebenfalls ein mächtiger Genius. Wir haben menschliche Gestalt angenommen, und sind gekommen, die Bosheit der Bewohner dieses Thales auf die Probe zu stellen und zu bestrafen. Ihr aber, die Ihr fromm seid, und gastfreundlich gegen Fremdlinge, Ihr sollt der Strafe entgehen, die über dieß Thal kommen wird. Verlaßt eilig Eure Hütte, und begleitet uns dorthin nach der Höhe.“

Mit diesen Worten erhob er sich von dem Sitze, und ging mit Hermes, seinem Begleiter, das Thal entlang nach der Höhe zu. Philemon und Baucis hatten ihre Wanderstäbe

ergriffen, und folgten ihnen nach. Mühevoll und langsam erstiegen sie den Hügel.

Sie mochten etwa noch einen Pfeilschuß weit von dem Gipfel entfernt sein, da hörten sie plötzlich hinter sich ein wunderbares Rauschen und Donnern, und als sie zurücksahen, war das ganze Thal verschwunden, Häuser, Felder, Gärten, Alles war versunken, sammt Menschen und Thieren, und ein großer See war an der Stelle. Nur ihre Hütte stand noch am Ufer des Sees.

Ein Ausruf des Staunens und Schreckens entfuhr ihnen; allein reden konnten sie nicht bei diesem Anblicke. Endlich aber gedachten sie ihrer Nachbarn, und Thränen des aufrichtigsten Mitleidens netzten ihre Wangen.

Indem sie aber noch standen und hinabschauten, ereignete sich ein anderes Wunder. Ihre kleine, alte Hütte schien sich ordentlich zu beleben. Sie wuchs in die Höhe und in die Breite; und plötzlich sahen sie hohe Säulen an der Stelle der rohen Balken, welche das Dach zuvor stützten; das von dem Wetter grau gewordene Stroh des Daches färbte sich wieder gelb; das ganze Dach verwandelte sich in eine hohe goldene Kuppel; der Boden rings umher war mit schönem geglättetem Marmor belegt, und die breiten Thürflügel waren mit erhabenem Bildwerke verziert; die ärmliche Hütte war zu einem Tempel umgewandelt.

Sie standen noch in sprachloser Verwunderung und starrten hinab, als Zeus, der König der Geister, zu ihnen trat und sie mit mildem Ernste also anredete: „Ihr sehet an dem Schicksale der Bewohner dieses Thales ein Beispiel meiner Macht und der verdienten Strafe; Eure Frömmigkeit aber hat

Euch nicht nur von solcher Strafe bewahrt, sondern sie macht Euch auch einer Belohnung würdig. Wohlan, ich verspreche Euch die Gewährung zweier Wünsche. Wählt vernünftig, berathet Euch, was Ihr wünschen wollt, und sagt mir Euern Entschluß."

Mit Ehrfurcht neigten sich die Alten und traten sodann auf die Seite, sich über ihre Wünsche zu besprechen. Ihre Berathung dauerte aber nicht lange. „Nun, nennet mir Euern ersten Wunsch"! sprach Zeus, als sie sich wieder zu ihm wandten. „Herr!" antwortete Philemon, „wir sind beide schon alt, darum taugen wir nicht mehr unter die Menschen und würden uns nur sehr schwer an eine andere Gegend gewöhnen. Darum laß uns hier bleiben, als die Priester jenes Tempels, der einst unsere Wohnung gewesen."

„Dieser Wunsch ist vernünftig, er sei Euch gewährt", sprach der König der Geister. „Nun nennt mir auch Euern zweiten Wunsch."

„Unser zweiter Wunsch" versetzte Philemon, „ist der, daß wir, wenn unsere Stunde gekommen ist, dereinst mit einander sterben möchten. Wir haben die lange Reihe unserer Jahre in Eintracht mit einander verlebt und es wäre mir schmerzlich, wenn ich mich noch in meinem hohen Alter von meinem Weibe trennen, wenn ich für ihre Beerdigung sorgen müßte, und eben so schmerzlich wäre es für meine Baucis, wenn sie mich begraben und in freudenloser Einsamkeit zurückbleiben müßte. Darum möge der Engel des Todes uns zu einer und derselben Stunde von der Erde hinweg führen."

„Es sei!" sprach Zeus, und entschwand mit seinem Begleiter vor ihren Augen.

Ihre Wünsche wurden erhört. Lange Jahre besorgten sie noch als Priester die Geschäfte in dem Tempel. —

Eines Abends standen sie einst vor den Stufen des Tempels beisammen und sprachen von dem Schicksale der Gegend, da sah Baucis, wie Philemons wenige Silberlocken mit einemmale dichter und buschig wurden, sich grün färbten und in völliges Laub verwandelten. Eben so sah auch Philemon den grauen Scheitel seiner Baucis zu gleicher Zeit in Zweige und Blätter verwandelt. Sie fühlten selbst, daß eine Verwandlung mit ihnen vorging. Auch über das Gesicht wuchsen ihnen grüne Zweige. Sie streckten die Arme gegen einander aus, und auch diese verwandelten sich in Aeste; die Füße wurzelten in der Erde fest, und die Rinde wuchs von unten herauf. „Leb wohl, mein Philemon!“ „Lebe wohl, meine Baucis!“ riefen sie sich noch mehrmals zu. Da wuchs endlich die Rinde auch über das Gesicht und bedeckte den Mund. Sie waren zwei Bäume geworden, Philemon eine Eiche, und Baucis eine Linde.

Der Tempel zerfiel im Laufe der Jahre; aber die beiden Bäume standen noch in spätern Jahrhunderten, und Niemand wagte es, sie mit der Axt zu verletzen, denn das Volk hielt sie heilig, und häufig sah man frische Blumenkränze an ihren Zweigen hängen. Denn vom Vater hatte sich auf den Sohn und auf den Enkel und Urenkel, und bis auf die spätesten Geschlechter hinaus die Sage von Philemon und Baucis erhalten, und Jeder betrachtete die Bäume mit heiliger Ehrfurcht.

Grimm.

25. Das Erdbeben zu Lissabon.

Eines der schrecklichsten Ereignisse neuerer Zeit ist das Erdbeben, welches am ersten November 1755 die Hauptstadt Portugals plötzlich und ungeahnet in den Abgrund des Verderbens stürzte. Um die Größe und den Umfang des Unglücks, das die Bewohner Lissabons traf, zu ermessen, ist es nöthig, einige Blicke auf die Stadt zu werfen, ehe jener Schreckenstag einbrach.

Jedermann weiß, daß Lissabon nebst London, Amsterdam und Hamburg, einer der vorzüglichsten Handelsplätze in Europa ist. Der Verkehr war einige Jahre vor dem Ausbruche des Erdbebens weit lebhafter als jetzt. Die Stadt lag am nördlichen Ufer des Tajo auf sieben Hügeln, und gewährte vom Flusse her einen herrlichen Anblick. Die Gebäude wandten sich mit dem Tajo, und erhoben sich allmählig den Hügel hinan. Befand man sich in der Stadt, so hatte man einen der schönsten Flüsse in der Welt vor sich; denn von einem Ufer zum andern war es eine gute halbe deutsche Meile und dieser Wasserspiegel trug den Reichthum von Schiffen der meisten seefahrenden Völker. Ueber diesen dichten Wald von Masten hinaus lag eine romantische Landschaft, reich von der Natur begabt und mit wohlhabenden Städten und Dörfern besetzt. Das damalige Lissabon war beinahe anderthalb deutsche Meilen lang. Es hatte eine Mauer mit 77 altfränkischen Thürmen, die zwar keinen Feind abhalten konnten, aber der Stadt ein ehrwürdiges Ansehen gaben. Nach dem Flusse zu hatte die Mauer 26, und auf der Landseite 18 Thore.

Die Stadt hatte eine Burg, ein starkes, altes Gebäude, das auf einem der höchsten Berge stand und sich theils durch

seine Größe, theils durch den arabischen Geschmack auszeichnete, in dem es gebaut war. Der Adel hatte treffliche Häuser aus Quadersteinen mit schönen Gärten, die der Stadt zu großer Zierde gereichten; indeß machten die gemeinen Häuser nur eine schlechte Figur. Innerhalb der Stadt zählte man vierzig Kirchen, außer der Kathedrale, die auf einem der höchsten Hügel stand und daher in der Ferne prachtvoll aussah; ein altgothisches Gebäude, aber inwendig höchst kostbar ausgeschmückt. Die Stadt hatte nicht weniger als 35 Klöster für Mönche, 18 für Nonnen und etwa 130 für Laien, die Kapellen und Priester hielten. Für die Armen waren etliche große Hospitäler errichtet. Der königliche Pallast gewährte vom Flusse her einen prächtigen Anblick; er hatte eine sehr vortheilhafte Lage, da man aus den Fenstern große Flotten vor Anker und alle Schiffe sehen konnte, die in den großen Hafen einliefen oder aus demselben segelten. Dieser Pallast bildete eine Seite von einem Viereck; das Zollhaus, die Fleischbänke, der Kornmarkt u. s. w. die andern Seiten.

Die Straßen waren ausnehmend eng, und etliche sehr steil. Der vortreffliche Hafen konnte 10,000 Schiffe fassen, und war so tief, daß die größten Schiffe in 18 Klafter Wasser gerade vor dem Pallaste ganz sicher mit ihren Ankern liegen konnten. Den Eingang schützten zwei Festen, St. Julian, welches auf's Ufer gebaut ist, und Torre, das auf einem Bollwerke, vom Wasser umringt, steht. Allein die größte Vertheidigung des Hafens war und ist noch die Barre oder die Sandbank, welche sich quer vor demselben erstreckt, und allen Schiffen höchst gefährlich wird, die keinen erfahrnen Lootsen haben.

Das war Lissabon bis auf den ersten November 1755. Früh noch eine der schönsten, reichsten und bevölkertsten Städte, und

Abends ein Schutthaufen, eine dampfende Brandstätte, ein unabsehbares Leichenfeld. An diesem verhängnißvollen Morgen war der Himmel heiter und lachend, wie er es fast immer in den glücklichen Kreisen des europäischen Südens ist. Kein Lüftchen regte sich, aber 57 Minuten auf 10 Uhr hörte man es in den Straßen rollen, gleich als ob Carossen hinabrollten; zugleich bebte die Erde mit gewaltiger wogender Bewegung. Es war gerade der Festtag Allerheiligen, und die Einwohner hatten sich zahlreich in den Kirchen versammelt, als das Unglück losbrach. Die kurze Zeit von 10 Minuten war hinreichend, die schönsten Palläste, die herrlichsten Kirchen und Privatgebäude in bejammernswürdige Trümmer zu verwandeln, unter denen Tausende ihren Tod fanden. Gleich bei der ersten Erschütterung stürzte die Casa santa, das Haus der Inquisition, ein. Dem königlichen Pallaste ging es nicht besser; er ward mit allen Kostbarkeiten, die er enthielt, von der Erde verschlungen; ein Verlust, den man allein gegen vier Millionen Thaler berechnete. Zum Glück befand sich die königliche Familie zu Belem, einem reichen Kloster an der Mündung des Tajo, westlich von Lissabon. Das prächtige Jesuitenkollegium begrub unter seinen Trümmern alle darin befindlichen Mitglieder der Gesellschaft. Größeres Unglück und ein nicht zu berechnender Verlust brach in der Nähe des Zollhauses aus, wo ein großer Kai war. Auf ihm hatten die reich beladenen Flotten von Brasilien, Ostindien und Afrika Ballen und Kisten und Säcke voll seltener Erzeugnisse für den Gebrauch der nördlichen Welt aufgethürmt. Hier lagen Millionen in Waaren. Zucker, Indigo, Elfenbein, Goldstaub, Baumwolle, Seide, Kaffee, Zimmt, Muskaten, Droguerieen, chinesisches und japanisches Porcellan, feine Hölzer, Juwelen, Früchte, köstliche Farben sah man hier, wozu sich gleich große Lasten von Erzeugnissen des europäischen Kunstfleißes aus Lyon, Birmingham, Nürnberg, Breslau,

Chemnitz, Solingen, Elberfeld und andern Fabrikstädten gesellten. Um diese Güter schwärmten von Tagesanbruch bis in die Nacht an 600 Rheder, Schiffer, Diener, Beamte, Matrosen, Träger, Packer, Mohren, Türken, Armenier, Juden und Christen aus allen Ländern. Die Erde bebt, und binnen einer Minute versinkt dieser Kai, ohne daß eine Seele entkommt; Wasser tritt an die Stelle, und jede Spur des großen Platzes ist verschwunden.

Der Schrecken, das Jammern und Wehklagen, das von allen Seiten ertönte, geht über alle Beschreibung. Die Leute liefen in den Straßen und streckten ihre Arme gegen Himmel, um Gnade flehend. Viele suchten einen der offenen Plätze oder die Landstraßen zu erreichen, und rannten zum Theil halb nackt über die Trümmer hinweg. Greise, Frauen, Kinder, Kranke, die noch in ihren Betten lagen, wurden erstickt, ohne daß man ihnen Hilfe leisten konnte; oder wurden zerschmettert, verschüttet, und so zu dem schmählichsten, schaudervollsten Tode, dem Tode des Hungers verdammt. Pferde und Rinder wurden unhaltbar, zerrissen die Stränge und suchten vergeblich mit ihren Reitern der Zerstörung zu entfliehen, die unvermeidlich schien. Ganze Gruppen, die sich auf der Flucht befanden, wurden vom Hagel der Ziegelsteine und Werkstücke erreicht, oder von dem Falle erschütterter Gebäude zermalmt. Ein Haufe lief nach der Terrera de Passa, dem Platze am königlichen Pallaste, um von hier auf die Schiffe zu eilen; aber sie stürzten schnell zurück, weil der Tajo sich plötzlich zu der ungeheuren Höhe von 20 bis 30 Fuß erhob. Es gehört unter die gräßlichen Wunder dieses Tages, daß dieser Fluß blitzschnell so aufschwoll und dann eben so geschwind zurücktrat. Schiffe, die in sechs Klafter Tiefe gelegen hatten, wurden auf den nackten Boden gesetzt. Diese über allen Ausdruck grausenvolle Fluth und Ebbe

kehrte an diesem Tage viermal zurück. Etliche Boote wurden gleich verschlungen; aus den königlichen Werften schwemmte diese Sündfluth alles Zimmerholz nebst Masten, Fässern und den sämmtlichen ungeheuren Schiffsvorräthen hinweg. An der vorher erwähnten Barre, am Eingange des Hafens, sah man die Wogen sich brechen wie im Sturme; ein Anblick, der auch dem rohesten Seefahrer bange machte.

In der Stadt stiegen ungeheure Staubsäulen neben den fallenden Straßen auf. Die Ueberlieferung sagt, daß es so schwarz wie in der finstern Nacht geworden sei, ein neues Schrecknis unter so vielen grausen Scenen. Sie berichtet ferner, was man hier leicht hinzudenkt, daß beständiges Angstgeschrei überall erschollen sei, und daß jede Brust den Jammer des Todes gefühlt habe, dessen tausendfältige Gestalten man vor sich sah. Auf die Scenen der Zerstörung, welche die unglücklichen Einwohner umgaben, folgte eine fürchterliche Pause. Die Staubwolken verschwanden, Gerettete wünschten sich Glück, indem andere den Verlust ihrer Verwandten betrauerten; Kinder, Gatten, Freunde rangen die Hände; Eltern knieten bei ihren entseelten Kindern nieder. Viele waren der Vernichtung wie durch ein Wunder entgangen, krochen aus den Trümmern hervor und fanden sich bei den Lebenden ein. Etliche hielten sich in einer fürchterlichen Höhe an den Sparren und Balken zerrütteter Häuser und flehten um Hülfe. Verstümmelt, blutend und sterbend füllte eine Menge Unglücklicher die Luft mit Wehklagen, Jammergeschrei und Gebeten.

Nach wenigen Minuten folgte ein zweiter Erdstoß. Die wenigen Häuser, welche etwa noch standen, wankten gräßlich hin und her, wie der Mast eines Schiffes im Sturme. Diejenigen, welche sich ihrer Rettung gefreut hatten, schrieen nun

wieder zum Himmel um Gnade, und suchten so schnell als möglich über die Trümmer zu kommen. Als sie an die Kirchen gelangten, fanden sie neuen Anlaß, Gott für ihre wundervolle Erhaltung zu danken; denn sie sahen hier mit Schaudern, daß die Schaaren von Menschen, die hieher geflüchtet waren unter den herabgestürzten Thürmen, Dächern und Werkstücken dieser großen Gebäude größtentheils ihr Grab gefunden hatten.

Nicht lange, so fühlte man einen dritten gewaltigen Stoß. Die Fliehenden konnten sich nicht auf den Beinen halten; sie mußten sich niederlegen oder niederknieen. Schrecken, Verwirrung, Angstgeschrei, Flehen um Hilfe und Rettung vermehrte abermals das Grausenvolle dieser Scene und die Größe des Jammers.

Das Trauerspiel war noch lange nicht zu Ende; denn auch das Feuer sollte die Zerstörung und den Aufruhr in der Natur vergrößern. Schon nach einigen Stunden wurden alle Zugänge vom Feuer gehemmt, welches in mehreren von einander entfernten Theilen der verschütteten Stadt ausbrach, und mit angehender Nacht standen alle Trümmer von Lissabon in Flammen. Da niemand da war, zu löschen, so breitete sich die Wuth des Feuers aus, so weit es Nahrung fand, vollendete die Vernichtung und machte die übrigen Einwohner vollends zu Bettlern; denn das Entsetzen ergriff alle Personen so sehr, daß niemand etwas zu retten suchte. Der Wind wehte sehr stark und trieb das Feuer von einer Straße auf die andere. Acht Tage wüthete die Flamme, und zwar in den vorzüglichsten und engsten Theilen der Stadt. Die Leute mußten halb entblößt auf die benachbarten Felder fliehen. Waaren, Hausgeräth, Kleider, alles verbrannte. Das Verhängniß hatte alle

gleich gemacht; Hofleute, Volk, Nonnen, Mönche, alle mußten sich ohne Unterschied auf dem freien Felde bequemen, das Ungemach der Witterung zu leiden, und nicht nur Kälte, sondern auch Hunger ausstehen.

Auf diese Weise war eine große blühende Stadt in wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt. Unzählige reiche und wohlhabende Familien waren in Armuth und Elend gestürzt; Kinder ihrer Eltern, Eltern ihrer Kinder beraubt; die schönsten Verhältnisse zerrissen, die süßesten Hoffnungen vernichtet, die reizendsten Freuden in Jammer und Klage verwandelt.

Anfangs glaubte man, das Feuer sei aus der Erde gekommen; aber auf ein genaueres Nachfragen bestätigte sich das nicht. Es war theils aus den Feuern der Häuser, theils von den großen brennenden Kerzen in den Kirchen entstanden, theils auch von Mordbrennern angezündet worden. Sechzehn Tage, nachdem es angefangen hatte, war der Schutt noch so heiß, daß er die Körbe, worin man ihn trug, anzündete. Die königliche Familie mußte die Nacht unter freiem Himmel auf dem Felde in Kutschen zubringen. Der spanische Gesandte wurde von dem Sturze seines Hauses erschlagen, als er eben aus dem Thorwege wollte. Diejenigen, welche ihr baares Geld in eisernen Kästen gehabt, bekamen es unversehrt wieder; das übrige gerettete Geld war ganz schwarz, und bei jeder Zahlung, die man unmittelbar nach dem Erdbeben machte, wurde gewöhnlich bestimmt, ob sie in blankem oder in schwarzem Gelde geleistet werden sollte. Die völlige Zerstörung der Stadt durch das Feuer wurde lediglich den sehr engen Straßen beigelegt. Gleichzeitige Nachrichten können nicht Worte genug finden, um den fürchterlichen Anblick der Trümmer nach dem Feuer zu schil-

dern. Beim Hinaussehen erblickte man furchtbare Pyramiden ausgebrannter Häuser-Fronten, die sich bald hierhin, bald dorthin neigten. An unzähligen Orten wurde man durch todte Körper entsetzt, deren oft 6 bis 7 über einander lagen, und die halb im Schutte vergraben, halb verbrannt waren.

Von allen öffentlichen Gebäuden war nach dem Erdbeben nur noch die Münze und die Schatzkammer übrig. Die Erdstöße dauerten noch einige Zeit häufig fort, ob sie gleich verhältnißmäßig von keiner Bedeutung waren. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auf den Anhöhen, wohin sie sich vor der Wuth des Erdbebens, der Flammen und der Fluthen geflüchtet hatten. Nässe, Erkältung, Krankheit und Hunger brachten hier aller angewandten Sorgfalt ungeachtet unzähligen Menschen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin gegen die Wuth geborgen hatten. Die Zahl der Umgekommenen belief sich auf 30 bis 40,000; der Verlust von Eigenthum war unermeßlich, und wurde auf 570 Millionen Thaler berechnet. Da Raubsucht sich das Eigenthum der Ueberlebenden zuzueignen trachtete, so wurden einige Regimenter in die Stadt geschickt, um die Sicherheit wieder herzustellen, und von den Straßenräubern wurden an einem Tage 36 gehenkt. Gegen 3000 Menschen arbeiteten täglich an der Wegräumung des Schuttes, und das verwüstete Lissabon stieg allmählig prächtiger als ehedem wieder empor.

Hirschfeld.

26. Von den Pflanzen.

Die Pflanzen sind mit einem Theile ihres Körpers, den man Wurzel nennt, in oder an dem Erdboden, oder an Fel-

sen und Mauern, oder auch an andern Pflanzen fest geklammert und gewachsen. Die Wurzel ist aber nicht etwa nur allein zum Einsaugen von Wasser und von Nahrung aus der Erde bestimmt, sondern fast alle anderen Theile der Pflanzen, besonders aber die Rinde und die Blätter, saugen auch Nahrung aus der Luft und aus dem Wasser an sich, eben so gut wie die Wurzel, und es gibt Pflanzen in heißen Ländern und auch bei uns, die mit ihrer Wurzel auf ganz trockene und dürre Steine festgewachsen sind, daß sie alles Wasser, was sie zur Nahrung gebrauchen, nur durch Stamm und Blätter aus der Luft an sich ziehen können, und daß ihnen die Wurzel wirklich bloß zur Befestigung dient. Auch steigen die Säfte bei den Bäumen eben so gut aus dem Stamm herunter in die Wurzel, als umgekehrt aus der Wurzel herauf, und die Wurzel nimmt nicht bloß und saugt ein, sondern gibt auch manche Stoffe von sich, die wie eine Art von Unrath zu betrachten sind. Deßhalb wollen manche Pflanzen da nicht recht fortkommen, wo manche andere Pflanzenarten wachsen oder gewachsen sind, weil sie die Stoffe nicht vertragen können, die diese Pflanzen aus ihren Wurzeln von sich geben; so z. B. will der Weizen niemals gern in einem Felde gedeihen, in dem vorher Flachs stand, wenn man nicht erst nach dem Flachs Erbsen darin anbaut.

Inwendig in den Pflanzen gibt es solche Theile, die man mit den Adern in einem Thiere vergleichen kann, weil auch in ihnen solche Lebenssäfte sind, und auf- und niedersteigen, wie das Blut in den Adern des Thieres. Freilich sind aber solche Gefäße in der Pflanze ganz anders beschaffen, als im Thiere. Einige sind wie Bienenzellen, und sitzen immer eines an und über dem andern. Eine andere Art sind wie kleine unten und oben verschlossene Schläuche, und ob sie gleich verschlossen sind, dringt doch der Saft aus dem einen in den andern, wie in Löschpapier. Noch eine andere Art ist so gewun-

den, wie eine Uhrfeder, und man nennt diese Spiralgefäße. Bei den meisten Pflanzen, die hier bei uns wachsen, laufen alle diese Gefäße, wodurch das Gewächs ernährt wird, unter der äußersten Rinde, in dem sogenannten Bast, in die Höhe. Wenn man daher bei einem Baume, der doch seine meiste Nahrung aus der Erde an sich saugt, den Bast rings umher vom Holze abschält, so muß er oben dürr werden und sterben. Die Nahrungssäfte kommen erst in die Zellgefäße, von da in die Schlauchgefäße. An einem Baume ist erst außen die eigentliche Rinde oder Oberhaut, die kann man wegschälen, ohne daß der Baum stirbt; dann kommt der Bast, der im gemeinen Leben auch noch zur Rinde gerechnet wird; dann kommt der Splint oder das eigentliche Holz, dessen ringförmige Lage jedes Jahr zum eigentlichen Holz erhärtet: daher die Jahrringe. Das Holz ist nichts recht Lebendiges mehr, und dient den übrigen Theilen des Gewächses mehr nur zum festen Boden und zur Stütze. Ganz inwendig in der Mitte hin befindet sich bei jungen Bäumen und Zweigen das Mark.

Bei den Gräsern und Zwiebelgewächsen (Lilien, Narcissen), so wie bei der Palme, stehen aber die Gefäße nicht so wie der Bast an den Bäumen ringförmig herum, sondern in zerstreuten Bündeln.

Die Blätter, so wie die grüne äußere Oberhaut der Pflanzen, haben viele kleine Oeffnungen, durch die sie die Feuchtigkeiten und Luftarten an sich saugen, aber auch Luftarten und Feuchtigkeiten von sich geben. Man hat daher auch gesagt, daß die Pflanze mit ihren Blättern Athem holt, wie das Thier mit der Lunge. Die Luftart, welche die Pflanzen, wenn die Sonne auf sie scheint, aus ihren Blättern von sich geben, so lange diese grün sind, ist Lebensluft. Daher ist es einem im Sommer, wenn die Sonne scheint, in grünen Laubwäldern so

gar wohlbehaglich, und dieß nicht bloß um des kühlen Schattens willen, sondern auch der gesunden Luft wegen. Daher sind auch, weil die Pflanzen so viele Feuchtigkeiten aus der Luft an sich ziehen und auch wieder aushauchen, die Gegenden, wo viel Wald steht, immer feucht, und manche Insel, z. B. Barbados, die sonst Wasser genug hatte, hat jetzt fast gar keinen Regen und keine Quellen mehr, weil die dortigen Europäer (die nun zur Strafe dafür ihr Wasser viele Meilen weit von andern Inseln herholen müssen) alle Wälder, die auf den Bergen standen, abgehauen haben. Manche Blätter, besonders solche, wo an einem langen Stiel immer zwei kleine Blätter einander gegenüberstehen, wie an den Akazienbäumen, legen sich Abends, wenn es dunkel wird, mit den Flächen der kleinen Blätter aneinander; manche bewegen sich auch (ziehen sich zurück), wenn man sie angreift.

An der Pflanze ist freilich das, was man gewöhnlich am meisten daran schätzt und sucht, das, um dessen willen man die meisten Gewächse hägt und anbaut: die Frucht. Da ist nun zu bemerken, daß oftmals die Gewächse gar keine Früchte tragen wollen, sondern nur in lauter Blättern und Zweigen wuchern, wenn sie in gar zu fettem, nahrhaftem Boden stehen und es ihnen gar zu gut geht. Das weiß der Gärtner auch, darum schält er ein wenig von der auswendigen Rinde und selbst etwas vom Baste weg (aber ja nicht den ganzen ringsum) oder unterbindet ein Zweiglein ziemlich fest mit Draht, daß nicht zu viele Nahrungssäfte hinaufsteigen, dann werden viele von den Knospen, die sonst nichts als Blätter getragen hatten in gute Fruchtknospen umgewandelt. Geht es doch selbst mit dem Menschen oftmals so, daß er, wenn es ihm äußerlich gar zu wohl und zu reichlich ergeht, versäumt, solche gute Früchte anzusetzen, als der liebe Gott von ihm verlangt. Und der Gärtner muß dann auch durch äußere Noth und Schmerzen zu

Hilfe kommen, damit aus den wilden Blattknospen gute Früchte werden.

Der Früchte sind mancherlei: Obstartige, Steinfrüchte, Kürbisartige, auch Kapseln, wie beim Mohn, Hülsen, wie bei den Bohnen und Erbsen, Schotten, wie beim Kohl und beim Rübsamen. In den Früchten drin liegt der Samen oder das Körnchen. Das muß erst in der Erde aufgelöst werden und gewissermaßen verfaulen, ehe es mit den, bei den meisten Pflanzen vorhandenen, beiden kleinen Flügeln oder Samenblättern aufgehen kann.

Ehe aber die Frucht oder der Stamm wächst, ist bei sehr vielen Gewächsen erst eine Blüthe da. Diese besteht, z. B. bei den Rosen, erstlich außen herum aus dem grünen Kelche, der auch an der Eichel unten sitzen bleibt, und diese wie ein Schälchen umgibt; dann kommen die Blumenblätter oder die Blumenkrone, die bei den Rosen roth, bei der Kirschblüthe weiß aussieht. Was aber dann inwendig in der Blumenkrone steht, das sind entweder Honiggefäße, die sich aber nur an manchen Blumen finden, oder die Männlein und Weiblein der Blumen. Wenn man nämlich eine Tulipane aufmacht, so sieht man in der Blume drin sechs kleine Stengel stehen, an denen sich oben solche längliche, blaue oder gelbe, oder schwärzlich gefärbte Körperchen befinden, die wie kleine Schwämme aussehen, und an denen man sich, wenn man hineinriecht, die Nase gelb oder schwarz färbt. Das sind aber die Männlein, und die kleinen Stengel nennt man die Staubfäden, die Schwämmchen oben darauf die Staubbeutel. Wenn man nun die sechs Staubfäden herausnimmt, so bleibt inwendig in der Mitte noch ein Körper stehen, der sich oben nach drei Seiten ausbreitet, wie ein Quirl; das ist das Weibchen oder Pistill, und dieß ist an der Frucht oder auf der Frucht angewachsen. Nach diesen Männlein und

Weiblein theilt man dann die Pflanzen am leichtesten ein, indem man vornehmlich jene zählt, oder auch darauf Acht gibt, ob sie von ungleicher Länge in einer löwenmaulartigen (rachenförmigen) Blume beisammen stehen, oder unten an ihren Stengeln verwachsen sind, oder auch oben mit ihren Staubbeuteln. Danach bringt man denn alle Gewächse in vierundzwanzig Klassen und jede Klasse wieder, nach der Zahl der Weiblein, in verschiedene Unterabtheilungen.

Man nennt übrigens diese Eintheilung der Gewächse die Linnéische, weil sie ein sehr berühmter schwedischer Gelehrter, Karl v. Linné, erfunden, oder doch zuerst so ausführlich aufgestellt hat.

G. H. v. Schubert.

27. Die Spinnen.

1. Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf, und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel, die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen blieben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis zu der andern zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Natur-

kundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden hervorgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2. Das mag alles gut sein, denkt mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie auf Brod streichen und verschlucken? Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer, sehr kleiner Mücken, die uns durch ihre Menge erstaunt beschwerlich und schädlich wer-

den, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengeweben überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie kürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es bemerkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig, ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träge, ein ander Mal hurtig lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein ander Mal weiter aus einander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerz stillen, wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3. Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trocknen,

warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herum fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein fürlieb; nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Hebel.

28. Der Mann von Schnee.

Schneemann dort am Gartenzaune
Hat gar eine üble Laune.
Steht er dort den ganzen Tag,
Weiß nicht was er reden mag.
Und die Sonne blinkt und blitzt,
Daß er wie ein Kranker schwitzt.
Weil der Himmel ist so blau,
Wird er vor Verdruß schier grau;
Weil die Wiesen werden grün,
Aergert er sich schmal und dünn.
Schneemann ist in großer Noth,
Denn es winkt ihm schon der Tod.
Kommen dann die schwarzen Raben
Um die Leiche zu begraben.
Und Schneeglöcklein will vor Freuden
Ihm die Sterbeglocke läuten
Und die Lerch vor allen Dingen
Ihm ein Schlummerliedchen singen.
Aber wo ist er zu finden?
Vornen nicht und auch nicht hinten.
Freilich weil ihm ganz zerbrochen
An der Sonne seine Knochen,
Weil zu Wasser er zerronnen
An dem Glanz der goldnen Sonnen.
Kommt der Storch dazu geflogen
Und die Schwalbe hergezogen,
Fragen nach dem todten Mann,
Niemand von ihm sagen kann:
Wälzt der Storch mit seinem Bein
An den Zaun hin einen Stein,
Und die Schwalbe mit dem Schnabel

Schreibt' darauf die ganze Fabel:
„Hier liegt einer, der im Leben
Weiter keinen Taug gegeben,
Der sich, faul und sehr verstockt,
Lebenslang daher gehockt,
Und damit er doch nicht länger
Bleiben soll ein Müßiggänger
Und ein Griesgram und ein Hasser,
Schmolz der Frühling ihn zu Wasser;
Und damit will er begießen,
All die Blumen auf den Wiesen,
Daß sie weiß und gelb und grün
Euch zur Lust und Freude blüh'n."

Güll.

29. Die Einkehr.

Bei einem Wirthe wundermild
Da war ich jüngst zu Gaste,
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret,
Mit süßer Kost, mit frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste,
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen grünen Matten,
Der Wirth er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er alle Zeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Uhland.

30. Täglich zu singen.

Ich danke Gott und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen,
Und Abends unter'm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheeret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all' das Geld und all' das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastei'n
Des vielen Goldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben!

Claudius.

31. Schützenlied.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih',
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleucht.

Schiller.

32. Des Hirten Abschied vom Berge.

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden;
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden;
Der Sommer ist hin.

Schiller.

33. Der Schütze auf den Alpen.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindelndem Weg;

Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Schiller.

34. Gespenstergeschichte.

In einem Winkel von Westphalen liegt ein altes Schloß, das seit Jahrhunderten der Familie Ternow angehörte. Die dicken Mauern mit vorspringenden Strebepfeilern, die runden Thürmchen, die überall an den Mauern hängen, die zum Theil verwitterten und zerstörten Zinnen — alles das verkündigte schon von fern, daß seine Erbauer einer Zeit angehörten, wo man mehr Ursache hatte auf Sicherheit als auf Schönheit zu denken. Der größte Theil dieses Schlosses war unbewohnt, wenn man nicht die Dohlen für Bewohner rechnet, die sich mit ihrem einförmigen Geschrei in großen Schaaren um die Thürme schwenkten, oder die zahllosen Ratten, denen die langen wüsten Gänge zu Rennbahnen dienten, oder die Käuze und Eulen, die hauptsächlich eine halbverfallene Warte eingenommen hatten, und sich von hier aus die Säuberung des alten Hauses von Mäusen mit Eifer, aber ohne sonderlichen Erfolg angelegen sein ließen. Nur ein Flügel des Schlosses war, wenn man es so nennen kann, etwas eingerichtet, das heißt in Einem Zimmer waren die herabhängenden Fetzen der alten

Ledertapeten — sie waren vor Jahren vergoldet gewesen — mit Nägeln an die Wand befestigt, die runden Fensterscheiben waren ausgeflickt, und aus den übrigen Zimmern waren einige Tische und Stühle — ein Dutzend etwa — deren Füße am wenigsten wackelten, aber ohne bedenkliche Rücksicht auf Gleichförmigkeit der Gestalt, Größe und Farbe hier zusammengetragen. In diesem Zimmer, an welchem ein großer Alkoven als Schlafkammer hieng, wohnte der alte Rittmeister Ternow, welcher beim Spanischen Erbfolgekrieg einige Feldzüge bei der Reichsarmee mitgemacht und sich dann zur Ruhe begeben hatte, um auf dem Erbsitze seiner Ahnherren, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, in Gesellschaft einer Haushälterin auf seinen Lorbern auszuruhn.

Wie das Schloß, so waren auch seine Umgebungen verwildert. Auf dem Hofe wuchs das Gras fast lustiger als auf der Wiese, und in dem Garten waren die Wege mit Distelbüschen und Nessel zugewachsen. Rund umher lagerten sich traurige Föhrenwälder, mit allerlei Gebüsch durchzogen, das nicht hineingehörte; und überall stiegen graue Felsen zwischen den Bäumen empor, in denen Luchse und wilde Katzen ziemlich ungestört wirthschafteten. Mit Einem Worte, alles war wüst, schauerlich und öde, und wo sich das Land öffnete, hatte sich eine sumpfige Steppe gelagert, von Schilf und Binsen umstarrt, in denen sich das Brüllen der Rohrdommeln mit dem Kreischen der Kibitze und wilden Enten mischte, die schwerfällig über dem Pfuhle schwebten. Etwas lustiger war es bei Nacht. Denn wenn im Sommer die Sonne hinter den Bergen war, erhoben die Frösche chorweis ihren Gesang, und überall hüpften leichte Flämmchen auf, die zu dem Froschconcerte zu tanzen schienen, sich bald vereinigten, bald wieder trennten, und bisweilen in eine große helle Flamme zusammen=

brannten. In der ganzen Gegend hielt man das für einen Gespensersabbath, und niemanden war wohl dabei zu Muthe.

So wüst und häßlich nun das alles war, so hätte es doch mit einiger Mühe recht hübsch und romantisch gemacht werden können, wie es denn allerdings unter den vorigen Besitzern ganz anders ausgesehen hatte. Auch war wirklich bei dem alten Rittmeister oft die Rede von Veränderungen und neuen Schöpfungen. Aber es blieb auch beim Reden. Ein Jahr verging nach dem andern, und da die Unordnung immer mehr überhand nahm und die Umschaffung immer schwieriger wurde, beredete er sich am Ende, es könnte nicht anders sein, lebte in dem Gleis der alten Gewohnheit fort, und wurde endlich eines Morgens auf seinem zerrissenen Sopha todt gefunden.

Die nächste Verwandte und einzige Erbin des Rittmeisters war eine junge Wittwe, eine Frau von heiterm Sinn, die bisher in einer wenig erfreulichen Ehe mit dem Neffen des Verstorbenen und in sehr beschränkten Umständen gelebt hatte. Die Nachricht von der Erbschaft kam ihr also nicht unerwünscht, und um den Tod des Erblassers hatte sie desto weniger Ursache sich zu betrüben, da sie ihn nie gesehen und nie ein Zeichen des Wohlwollens von ihm erhalten hatte. Wenige Tage nach dem Empfange der Nachricht setzte sie sich mit einem Kammermädchen in den Wagen und eilte dem Schlosse Ternow zu, von dem sie nichts wußte als daß es ein alter und einträglicher Besitz ihrer Familie war. Seinen jetzigen Zustand ahnete sie nicht. Vielmehr setzte sich ihre Phantasie aus dem, was sie in Romanen und Rittergeschichten von alten Burgen gelesen hatte, das Bild einer Alhambra zusammen, voll alter fürstlicher Pracht, seltsamen, aber reichen Hausgeräthes, großen Rittersälen und herrlichen stillen Kapellen. Sie spielte unterwegs mit diesen Bildern, und es kam ihr ergötzlich vor mit ihrem

modischen Aufzuge, ihrem Stickrahmen und ihrem Fortepiano in den hohen Prachtsälen zu wirthschaften, in denen einst, wie die Sage ging, der gewaltige Ritter Detlev von Ternow den Raugrafen Bobo, von dem er beim Armbrustschießen überwunden worden, beim geräuschvollen Mahle im Trinken aus dem Schwenkkessel besiegt hatte.

Die Reise ging nun ganz glücklich von statten bis in die Nähe des Schlosses. Als aber schon die Zinnen der alten Mauern und die halbverfallene Warte über die Bäume hervorschauten und der künftigen Besitzerin das Herz vor Ungeduld pochte, wurden die Wege so schlecht daß auch dem Muthigsten bange werden konnte. Es konnte zweifelhaft sein, ob die ungeheuren Löcher, die den Weg überall unterbrachen oder die großen Steine, die zur Ausbesserung des Weges in die Löcher geworfen worden, gefährlicher waren; genug, der Wagen wurde wie ein Schiff auf den Wellen hin und her geworfen und jeder Schritt drohte Lebensgefahr. Endlich war denn doch auch der unermeßliche Schmutz überwunden, und man kam mit zerschellten Rädern an das Schloßthor, dessen Pfeiler sich nur mit Mühe aufrecht erhielten um an ihren verrosteten Angeln zwei Thorflügel zu halten, an denen der Zahn der Zeit oben und unten genagt und mehr als Ein Brett ausgerissen hatte. Auf dem Hofe, wo eine Schweinemutter mit einem großen Gefolge von Ferkeln bis über den Bauch im Grase ging, wurde Frau von Ternow von dem Verwalter, dem vormaligen Diener des Rittmeisters, und seiner Familie empfangen, die aus der Haushälterin und zwei Söhnen bestand. Die beiden Alten waren die Freundlichkeit selbst, und die Kratzfüße des Verwalters und die Knixe seiner Frau wollten kein Ende nehmen. Die Söhne aber zogen verdrießliche Gesichter, sahen mit untergeschlagenen Armen den zerschellten Wagen an, und konnten nur durch die wiederholten Mahnungen des Vaters bewo-

gen werden, faul und schläfrig genug, beim Abpacken des Koffers die Hand zu bieten.

War nun die Annäherung und der erste Eintritt in den neuen Besitz keineswegs lachend, so war das Innere des Schlosses noch weniger mit den Bildern zu vereinigen, welche die Einbildungskraft der jungen Wittwe unterwegs geschaffen hatte. Sie durchlief an dem Arme ihres Röschens die langen staubigen Gänge, und ließ die keuchende Haushälterin hinter sich, die sie mit unendlichen Entschuldigungen über den traurigen Zustand des Schlosses langweilte und alles auf den Eigensinn des seligen Herrn schob. Es war freilich arg. Durch die mit hundertjährigem Schmutze überzogenen Fensterscheiben fanden die Sonnenstrahlen den Weg nicht mehr; dagegen ging Sturm und Regen ungehindert durch die Löcher darin und tobte in dem Innern fast nicht weniger frei als außerhalb. Am ärgsten war es auf dem langen Corridor, der die Kapelle des Schlosses mit der verfallenen Warte verband. Hier hingen die lebensgroßen Bilder der alten Herrn von Ternow der Reihe nach in ritterlichem Schmuck, mit großen Doggen zur Seite, aber in welchem Zustande! Bei den meisten hatte sich die Leinewand von dem Rahmen losgegeben und hing bis auf den Boden herab, andere waren jämmerlich zerschlitzt, alle aber mit Schmutz überdeckt. Denn hinter ihnen und über ihnen nisteten an den Rahmen umher Schaaren von Vögeln, die durch die zerlöcherten Fenster freien Durchgang hatten und jetzt nicht wenig verwundert waren, als ein menschlicher Fußtritt ihre alte Freistatt zu betreten wagte. Mit zornigem Ungestüm fuhren sie von ihren Nestern in die Höh und regten solche Gewölke von Staub auf, daß Frau von Ternow für gut fand umzuwenden, ohne den großen Detlev von Ternow unter ihren Ahnen aufzusuchen, und das furchtsame Kammermädchen versicherte, daß sie noch nie einen Begriff von einem bezauberten Schlosse gehabt habe als jetzt.

Nach dieser vorläufigen Untersuchung des Innern kam es auch an die Umgebung des Schlosses. Es war überall dasselbe, überall das Bild der Unordnung, der Vernachlässigung und der widrigsten Trägheit. „Wir werden Arbeit bekommen, sagte Frau von Ternow zu der Haushälterin, die sich immer an ihrer Seite hielt und sie mit süßlicher Freundlichkeit umschmeichelte, wir werden Arbeit bekommen um diese Wildniß umzuschaffen.“ Sie erklärte hierauf, daß sie ihren Aufenthalt hier zu nehmen entschlossen sei und das Gut selbst bewirthschaften wolle; denn auf dem Lande erzogen hatte sie die Liebe zum Landleben erhalten, und befand sich im Besitze der Kenntnisse, die zur Verwaltung einer weitläufigen Oekonomie erfordert werden. Zugleich gab sie dem Verwalter Befehl Arbeiter zu dingen und so schnell als möglich mit der Reinigung des Schlosses, des Hofes und der Gärten anzufangen. Wäre dieses geschehen, so sollte das Baufällige ausgebessert, das Mangelnde herbeigeschafft und so immer weiter raschen Schrittes in der Wiederherstellung der verfallenen Wirthschaft vorgeschritten werden. Diese Befehle wurden mit scheinbarer Unterwürfigkeit angehört, und ihre pünktliche Erfüllung mit lächelnder Miene versprochen.

Gegen Abend, als sich Frau von Ternow von ihrem Mädchen auskleiden ließ, sagte dieses: „Ich sollte es Ihnen freilich nicht wieder sagen, aber wie kann ich es auf dem Herzen behalten? Auch ist es ja im ganzen Orte bekannt, daß der selige Herr Rittmeister umgeht. Ueberall sieht man um Mitternacht schwarze Hunde mit feurigen Augen umherlaufen und heulen — es mögen wohl die Doggen sein, die auf den häßlichen Bildern abgemalt sind — und auch den seligen Herrn selbst hat man gesehen, bald oben auf der Warte wie einen geharnischten Mann, bald im Leichentuche am Fenster. Seine Gestalt und Gebärde sollen fürchterlich sein. Das komme da-

her, sagen sie, weil er der letzte von dem Mannsstamme der Ternows gewesen ist, und weil er keine Sorge getragen hat sein Erbschloß, das seit Jahrhunderten den Ternows gehört, wieder einem seines Namens zu hinterlassen, so hat er im Grabe keine Ruhe." — „Und wo hast du alle diese schönen Geschichten her? fragte Frau von Ternow. Wir sind kaum einen halben Tag hier, und schon bist du in die Geheimnisse des Schlosses eingeweiht." — „O es sind keine Geheimnisse, gnädige Frau, antwortete Röschen, jedermann weiß es, und die Haushälterin sagt, die Furcht sei so groß in der ganzen Gegend, daß man Mühe haben werde Arbeiter zu finden, die sich mit der bedenklichen Säuberung dieser Geisterherberge befassen würden. Es ist auch wahrhaftig kein Wunder, fuhr sie fort. Man mag nun von Gespenstern halten was man will, so ist ja das wüste Schloß allein schon im Stande einem Grausen zu verursachen, wenn es auch ganz stille darin ist. Ich ängstige mich schon jetzt, daß mir die geharnischten Männer auf dem langen Gange im Traume vorkommen; denn ich meine immer sie müßten heruntersteigen und mit ihren großen Stöcken (sie meinte Lanzen) in das Geschmeiß schlagen, das so wild um sie her burrte. In der verfallenen Warte aber, sagte die Verwalterin, sind tiefe, tiefe Gefängnisse, in denen viele hundert Menschen umgekommen sind, und es hängen noch die alten Ketten an der Wand, und an eine davon ist sogar ein menschliches Skelett angeschmiedet." —

Alle schauerlichen Geschichten von Gespenstern und bezauberten Schlössern, die Röschen in ihrem Leben gehört oder gelesen hatte, spukten jetzt in ihrem Kopfe, und so wie die Nacht dunkler wurde, wurde sie immer stiller und stiller. Nur selten wagte sie es scheue Blicke in die dunkeln Ecken des großen wüsten Gemaches zu werfen, und diese wurden immer von neuem und mit immer steigender Angst von dem düstern Alko-

ven angezogen, der die gewöhnliche Schlafstätte des verstorbenen Rittmeisters gewesen war und in wenigen Stunden — sie konnte es nicht ohne innern Schauder denken — sie und ihre Gebieterin aufnehmen sollte. Es verminderte ihre Angst auch eben nicht, daß die Nacht so stürmisch war und der Wind immer heftiger gegen die schlechtverwahrten Fenster anprallte, oder daß der alte Wetterhahn auf seinem rostigen Sitze, vielleicht auch hier und da eine lebendige Eule, zwischen die einzelnen Windstöße kreischte. Unterdessen saß Frau von Ternow ganz ruhig mit einem Buche in der Hand und erwartete den Schlaf. Jetzt schlug die eilfte Stunde auf dem Kirchthurm des Dorfes. Der Wind schien heftiger zu brausen, der Regen prasselte in Strömen auf das Dach, und ein dumpfes Rollen wie von einem fernen Gewitter begleitete das nähere Getöse. — „Haben Sie nichts gehört? rief Röschen und schlug die Hände zusammen. Hören Sie! schon wieder.“ — „Es scheint ein fernes Gewitter zu sein, antwortete Frau von Ternow, etwas früh im Jahr, aber doch nicht unerhört. Damit dir die Furcht vergeht, so nimm das Buch und lies mir vor. Meine Augen sind angegriffen.“

Röschen nahm das Buch und las, aber sie hatte kaum einige Zeilen gelesen, als sie von neuem aufschrie; denn das Rollen wurde heftiger, und man konnte wohl bemerken daß es nicht von außen kam. Vor dem Fenster aber ließ sich bald näher bald ferner ein schrillendes Kreischen vernehmen, welches von Zeit zu Zeit von einem dumpfen Bellen unterbrochen wurde. Auch Frau von Ternow wurde jetzt aufmerksam; aber nachdem sie den Riegel vor die Thür geschoben und die schütternden Fenster verwahrt hatte, setzte sie sich wieder und befahl Röschen weiter zu lesen. — „Nichts ist täuschender, sagte sie, als das Gehör in der Nacht. Alles klingt da lauter, fürchterlicher, zumal wenn man den Kopf voll von Gespenstern hat.“

Das Mädchen las mit bebender Stimme. Der Lärm rastete ein wenig, aber nur, um am Ende der Mitternachtsstunde mit verdoppeltem Ungestüm zu rasen. Auf und ab ging das Donnern, große Massen schienen sich fortzuwälzen, niederzustürzen, gegen einander zu schlagen. Am wüthendsten tobte es, als die Thurmglocke zwölf anschlug, und dann hörte es plötzlich auf. Röschen hatte das Buch schon längst hingelegt. Mit verhülltem Gesichte, mit zitternden Händen und Füßen saß sie da, und als es zwölfe ausgeschlagen hatte, und alles stille war, beschwor sie mit dem kalten Angstschweiße auf der bleichen Stirn ihre Herrin das schreckliche Haus mit Tagesanbruch zu verlassen und sich nicht noch einmal dieser entsetzlichen Gefahr bloß zu stellen.

Frau von Ternow hatte indeß ihre Fassung nicht verloren: sie mochte wohl überlegt haben, daß aller Geisterspuk nicht im Stande ist einem rechtschaffenen Manne ein Haar zu krümmen, daß man mit der Furcht keine Maus, geschweige einen Geist besiegt, oder was sie denken mochte — genug sie blieb gelassen, wie sie immer war, legte sich zu Bett und schlief bald darauf ein. Ihrem Mädchen wurde es nicht so wohl. Alles Zureden ihrer Herrin konnte das arme Ding nicht hindern bei dem kleinsten Geräusch, bei dem geringsten Windzug zusammenzufahren, den Kopf unter die Decke zu stecken und sich mit den fürchterlichsten Bildern bis zum hellen Morgen zu martern.

Die übrige Nacht verfloß indeß recht ruhig, und die Sonne ging am Morgen heiter auf. Ziemlich früh erschien die Haushälterin, freundlich wie immer, aber doch mit einem etwas verstörten Gesicht. Es schien ihr etwas auf dem Herzen zu liegen, was sie sagen und auch nicht sagen wollte, und nach mancherlei Einleitungen, Ausrufungen und abgerissenen Redens-

arten brach sie endlich los und erzählte daß sie noch nie in ihrem Leben eine so fürchterliche Nacht gesehen habe. „Ich bin alt und habe wohl viel erlebt, sagte sie, es ist auch nichts seltenes hier Dinge zu sehen, die man anderwärts nicht erfährt — das weiß ja jedermann — aber das sind wir gewohnt und achtens nicht groß. Aber ein Rumor, wie in dieser Nacht war, ein Gekreisch, als wenn alle die Unglücklichen, die jemals in dem alten Burgverließ erwürgt und abgeschlachtet worden sind, durcheinander schrieen und Rache forderten, das stundenlange Donnern und Rollen in dem Thurm und dazwischen das Bellen der Höllenhunde, so etwas haben hier die ältesten Leute nicht gehört.“

Es war wohl natürlich daß dem armen furchtsamen Röschen bei dieser Erzählung die Haare von neuem zu Berge standen. Sie sah ihre Gebieterin mit forschenden Blicken an, und hoffte in ihren Augen den Entschluß zu lesen das verwünschte Schloß augenblicklich zu verlassen. Diese hörte freilich auch aufmerksam zu und fragte nach dem was man schon sonst von dergleichen bemerkt habe, schloß aber, als sie der fürchterlichen Erzählung müde war, mit Wiederholung des Befehls Arbeiter zu schaffen, um unverzüglich die Reinigung des Schlosses anzufangen. Ich übergehe hier die Gespräche, die den Tag über zwischen Frau von Ternow und Röschen vorfielen, auch die mancherlei Nachrichten, die Röschen wieder in der Stube des Verwalters einsammelte und ihrer Herrschaft getreu wiederholte, auch die immer steigende Angst des armen Mädchens, wie es immer dunkler und dunkler wurde — genug, es wurde wieder Nacht, und wenn die vorige unruhig gewesen war, so war diese schrecklich. Das Bellen, die kreischenden Stimmen, das Donnern und Rollen, alles das fand sich wieder ein, außerdem fuhren heftige Blitze hin und her und erleuchteten das verfallene Gemäuer des Hofraums; und doch

war der Himmel heiter und kein Wölkchen daran zu sehn. Man hörte harte Fußtritte, ohne daß ein Mensch zu sehen war, und fürchterlicher als alles, ein Klirren und Rasseln von Ketten und dazwischen ein Geräusch wie von dem schlürfenden Gange eines gefesselten Menschen. Von Röschens Angst brauche ich nicht zu sprechen, sie wagte nicht die kleinste Bewegung auf ihrem Stuhl, aber auch Frau von Ternow schien weniger gefaßt als in der vorigen Nacht. Wenigstens ging sie im Zimmer auf und ab, sah durch das Fenster, prüfte das Schloß an der Thür und schien in tiefen Gedanken zu sein. Der Spuk stieg mit jeder Minute: immer häufiger und heller wurden die Blitze, immer wilder das Poltern, immer gräßlicher das Kettengeklirr, und als der erste Schlag der Mitternachtsstunde ertönte, fiel ein Schuß wie aus einem großen Geschütz, so daß Frau von Ternow vom Stuhl in die Höhe fuhr und Röschen ohnmächtig zu Boden fiel.

Das arme Mädchen hatte einige Zeit nöthig, eh' es mit Hilfe ihrer Herrin wieder zu sich kam; aber seine Furcht zu mindern, das vermochten alle Vorstellungen nicht. „Du siehst doch, sagte Frau von Ternow unter andern, daß diese Geister wenigstens an Ordnung gewöhnt sind, was man in einem solchen Wohnsitze der wüstesten Unordnung schätzen muß. Ihre Anstrengungen sind nicht gering, und so mögen sie am Ende auch der Ruhe bedürfen wie wir. Laß uns diesen Waffenstillstand benutzen und zu Bett gehen. Es ist ja alles so still. Morgen mögen wir dann — du weißt, das besserer Rath über Nacht kommt — die Sache weiter überlegen und unsre Maßregeln nehmen.“

Ich weiß nicht ob diese Reden das arme Kind sehr beruhigten, aber so viel ist gewiß daß Frau von Ternow selbst in dieser Nacht nicht viel schlief. Wie groß aber war Rös-

chens Freude, als sie beim Aufstehn Befehl gab einzupacken, den Wagen aus dem Schoppen zu ziehn und bei dem Posthalter Pferde zu bestellen. Diese Befehle wurden auf das schnellste erfüllt. Nach Verlauf von einigen Stunden saß Frau von Ternow im Wagen und fuhr, nicht nach ihrer vorigen Heimath, sondern nach der entgegengesetzten Seite hin, nach dem Landsitze eines Verwandten, der hier in der Zwischenzeit des Krieges mit noch einigen andern Officieren der Ruhe genoß. Ueber das Ziel ihrer Reise oder ihre Rückkehr äußerte sie nichts. Auch über sonst nichts ließ sie Befehl zurück.

Nach Verlauf von wenigen Tagen kam sie mit Zurücklassung ihres furchtsamen Kammermädchens ganz allein gegen Abend in das verwünschte Schloß zurück. Die Familie des Verwalters schien nicht wenig über diese Rückkehr verwundert, und die alte Haushälterin hatte kaum ihrer gnädigen Frau aus dem Wagen geholfen, als sie von den Ereignissen der vorigen Tage berichtete. „Von unsern Männern, sagte sie, wagt sich keiner mehr in der Dunkelheit heraus; denn schon hat es nach den Knechten mit Steinen geworfen und sie zu Boden gerissen, und an allen Fenstern stehen weiße Gesichter wie mit Spinneweben überzogen und machen drohende Mienen. „Fürchten Sie sich denn gar nicht, gnädige Frau? setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu: dann haben Sie mehr Muth als ein Mann.“ — „Was kann ich thun? antwortete Frau von Ternow. Mein Fürchten oder Nichtfürchten kann in der Sache nichts ändern. Ich muß suchen mich an den Spuk zu gewöhnen. Vielleicht daß es die Geister müde werden. Es ist freilich schrecklich genug, und ich würde mich zu Tode fürchten, wenn ich allein hier zubringen müßte. Aber sie, meine gute Verwalterin, kann bei mir bleiben. Sie ist die Sache schon mehr gewohnt und kann die Stelle meines Mädchens vertreten, das ich krank habe zurücklassen müssen; wahrscheinlich eine Folge des Schreckens.“

Die Haushälterin machte Einwendungen und schützte ihre eigene Furchtsamkeit vor. Es half aber nichts. Sie mußte sich gefallen lassen ihrer Herrschaft Gesellschaft zu leisten.

Auch jetzt fing nun, wie jedesmal vorher, mit dem Schlag eilf der Lärm im Schlosse an. Die Haushälterin zitterte und murmelte allerhand Reimgebetchen und Stoßseufzer vor sich her, Frau von Ternow aber ging auf und ab. Mit einemmale wendete sie sich mit dem Ausdrucke des Entsetzens vom Fenster ab; denn eine weiße Gestalt erhob sich davor und sank wieder zurück, und dann eine zweite und dritte eben so. Dreimal stiegen die furchtbaren Gestalten auf und nieder, beugten sich, schrumpften zusammen, schwollen wieder auf und schwenkten sich um und durch einander. Mit offnem Munde starrte die Alte die Erscheinungen an, verhüllte sich das Gesicht, sah wieder hin und vermochte kaum sich auf ihrem Sitze zu halten, während im Innern des Schlosses das Poltern und Rasseln ununterbrochen fortging. Aber wie groß war erst ihr Schrecken, als zwei dieser Geistergestalten mitten im Zimmer standen — die dritte hielt am Fenster auf dem Hofe Wache und nickte fürchterlich — und eine von ihnen mit tiefer Grabesstimme die Alte anredete: „Hast du nicht während deines ganzen Lebens schon genug gesündigt, daß du nun auch noch am Rande des Grabes die Todten in ihrer Ruhe störst und mit den Geistern Scherz treibst? Du hast nun was du verdienst. Die Todten, die in diesen Mauern ohne Buße dahin gestorben sind, haben sich aus den Gräbern erhoben um dich mit sich in die dunkle Gruft die sie umschließt hinabzuschleppen.“ Während der eine so sprach, streckte der andere eine entfleischte Todtenhand nach ihr aus und enthüllte ein Gesicht, das statt der Augen nur Höhlen, statt des Mundes nur Zähne zeigte. Die Alte fiel zu Boden, schrie um Erbarmen und bekannte ihre Schuld. „Wer sind, sagte die vorige Stimme, wer sind die Geister,

die jetzt in diesen Räumen mit Ketten klirren und mit Kugeln rollen? Wir kennen sie nicht. Sage die Wahrheit, oder du bist des Todes in diesem Augenblick." — „Ach! schrie die Alte und rang die Hände, immer auf den Knien liegend, es sind keine Geister." — „Wer ist es denn? fragte die Stimme noch fürchterlicher als vorher." „Ach! es sind meine Söhne, wimmerte die Alte, die nur so ihren Scherz treiben." — „Solche Scherze, antwortete die Stimme, werden von den Todten nicht vergeben. Du erwarte dein Schicksal hier, die Bösewichter die dir dienen werden auch ihrer Strafe nicht entgehen. Schon schwebt die Hand des Todes über ihnen."

Indem der Geist so sprach, fing die Thurmuhr an zwölf zu schlagen, und das Getümmel im Schlosse endigte, wie gewöhnlich, mit einem furchtbaren Schlag. Sogleich huschten die Geister zur Thür hinaus, und wenige Augenblicke darauf erscholl von außen in der Nähe der Hausthüre ein jämmerliches Angstgeschrei. „Erbarm es Gott! schrie die Haushälterin, die umsonst versuchte vom Boden aufzustehn, sie erwürgen meine Söhne, rief sie, ach! es ist Gottes Strafe für den schweren Frevel," — und so jammerte die Alte und wand und krümmte sich auf der Erde. Unterdessen hatten die fremden Geister die einheimischen eben beim Entwischen aus der Hausthür von beiden Seiten überfallen, die bestürzten niedergeworfen und mit Stricken gebunden. So gebunden wurden sie in das Zimmer der Frau von Ternow gebracht. Beim Hereintreten aber und auf der Schwelle des Zimmers wandelten sich die Todtenköpfe in blühende Männergesichter mit schwarzen Backenbärten um, die weißen Leichentücher sanken zu Boden, und von dem Geisterspuk war nichts mehr wahrzunehmen als die Kugeln und Ketten, die sie ihren Gefangenen abgenommen hatten. Diese wurden am folgenden Morgen dem Amte übergeben. Der Verwalter und die Haushälterin nebst der ganzen Familie, die un-

ter dem vorigen Besitzer den Herrn gespielt hatte und nichts mehr fürchtete als die kräftigen Veränderungen, welche die neue Besitzerin ankündigte, wurden unverzüglich fortgeschickt, das Schloß gereinigt und die Ordnung in der Wirthschaft hergestellt. Zur Belohnung für den muthigen Kampf gab Frau von Ternow ihre Hand dem Officier, welcher der Alten das Gewissen mit so gutem Erfolge geschärft hatte, und die Geister hatten eine solche Achtung vor ihm bekommen, daß nie wieder, weder im Schlosse noch in der übrigen Gegend, das mindeste von einem Spuke gehört wurde.

Jacobs.

35. Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiffe den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen, und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Zwölfkreuzerstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich worden.“ Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel, und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht und versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schuster-Insel vorbei waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem andern stille und

gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfing: „Mausche, fing er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste.“ — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit das Schäflein zu scheeren, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: „Wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?“ — Alle sagten, das sei nicht zu errathen und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud sagte: „Eins, denn wer Ein Ei gegessen hat, ißt das Zweite nimmer nüchtern.“ Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Zwölfer nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Corinther geschrieben?“ Der Jud sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können.“ Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig?“ Der Jud sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist.“

Der Vierte. „Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?“ Der Jud sagte: „Der Bleicher.“

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: „Das ist Bamlach.“ Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jud sagte: „Im Hornung, denn er hat nur 28 Tage.“

Der Sechste sagt: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jud sagte: „Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter.

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?“ Der Jud sagte: „Die kleinsten.“

Der Achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jud sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn.“

Fragt der Neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen.“

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?“ Der Jud sagt: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.“

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier theilen, also daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jude sagte: „Der letzte muß die Schüssel sammt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lang er will.“

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege.“ Das brachte abermal keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er solle ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achsel, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud,“ sagte er endlich. Die Andern sagten: „Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel!“ — „Nichts für ungut!“ — war die Antwort, — „daß ich gar ein armer Jud bin.“ — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen, und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit seinem

eigenen Räthsel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 18 Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Hebel.

36. Der Igel und der Dachs.

Von seiner Lagerstatt vertrieben,
Durchzog ein Igel Feld und Wald
Nach einem neuen Aufenthalt;
Doch nirgend zeigte man Belieben,
Die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben.
Er kam zuletzt an eines Dachses Bau,
Und bat, ihn drinnen aufzunehmen.
Ich hoffe, Nachbar, sprach er schlau,
Du wirst das Volk umher beschämen,
Das mir, dem eine wilde Jagd
Sein Kämmerlein bis in den Grund zerstörte,
Hartherzig Dach und Fach versagt.
Ein Felsensinn, der mich empörte!
Braucht' ich etwa viel Raum, dann wär's ein andrer Fall;
Allein sieh her, ich rolle mich bescheiden,
Daß ich kaum größer bin, als eines Kindes Ball,
Und so kannst du mich wohl in einem Winkel leiden.

Er zog jetzt seine Stacheln ein,
Und kugelte sich möglichst klein.
Der Dachs, ein guter Tropf, sah diesem Gaukelspiele
Mit weiten Augen zu, und sagte: Komm herein!
Ich habe zwar kein großes Haus, wie Viele,
Jedoch auch nicht ihr Herz von Stein.

Der Fremdling war zwei volle Stunden
Ein stiller angenehmer Gast;

Er lag, als wär' er festgebunden,
Und fiel dem Wirthe nicht zur Last.
Doch nun begann der todte Knäul zu leben;
Er streckte sich und seine Stacheln aus,
Verließ den Platz, den man ihm eingegeben,
Und streitte frech durch's ganze Haus.
Das mußte wohl den braven Dachs verdrießen;
Er liebte, wie bekannt, ein Schläfchen ungemein,
Und konnte dessen nicht genießen;
Drum bat er sanft, kein Störenfried zu sein.
Beleidigt aber drang mit seinen scharfen Spießen
Der böse Schalk gewaltig auf ihn ein,
Verfolgte rasch von Schritt zu Schritte
Den unbehülflichen Patron,
Trieb ihn verwundet aus der Hütte,
Und nahm allein Besitz davon.

O, welche schändliche Belohnung
Des guten Werks, das ich gethan!
Sprach zu sich selbst der Dachs, und sah die werthe Wohnung
Schwermüthig mit dem Rücken an.

Was fehlt dir, Freund? Hast du nicht ausgeschlafen?
Fragt' ihn ein Fuchs, als beide sich
Bald drauf im freien Felde trafen.
Der Dachs erzählte weinerlich,
Wie es dem tückischen Gesellen
Gelungen war, ihn um sein Haus zu prellen.

Der Schurke! rief der Fuchs, er war zuvor bei mir,
Und flehte kriechend um Quartier;
Ich aber schloß vor ihm bedächtig meinen Zwinger;
Denn er ist mir als Heuchler schon bekannt.

Mich warnte vor dem Unheilsbringer
Ein Sprüchwort, das ich oft auf Menschenzungen fand.
Es lautet, wenn ich's recht verstand:
Gibt man den Schelmen einen Finger,
So nehmen sie die ganze Hand.

Langbein.

37. Der Wasserfall bei Golling.

Es fließet das Wasser erst, kaum noch bemerkt,
Des Kindes die frühesten Jahre,
Dann schäumt's in der Jugend unbändiger Kraft,
Es stürzet der Jüngling in's Leben,
Es folget des Augenblicks drängendem Trieb,
Wie über die Felsen und Wände
Der Strom schießt brausend die Tiefe hinab,
Er scheint auf ewig verloren;
Doch dringt er weiter mit rascher Gewalt,
Der Mensch in das männliche Alter.
Es nimmt beständig Geschwindigkeit ab,
Bald gänzlich ist solche vergangen.
Ein ruhiges Fluthen schwindet es hin,
Das folgende Dasein von beiden,
Sie sinken entkräftet zur Kindheit zurück,
Bis völlig das Leben verronnen.

König Ludwig.

38. Die Geschichte von Goliath und David,
in Reime bracht.

War einst ein Riese Goliath,
Gar ein gefährlich Mann!

Er hatte Treſſen auf dem Hut
 Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und alles ſo nach advenant.

An ſeinen Schnurrbart ſah man nur
 Mit Gräſen und mit Graus,
Und dabei ſah er von Natur
 Pur wie der Teufel aus.
 Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
 So groß ſchier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
 Und eine freche Stirn,
Und ein entſetzlich großes Maul,
 Und nur ein kleines Hirn;
 Gab jedem einen Rippenſtoß,
 Und flunkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her,
 Und ſprach Israel Hohn:
Wer iſt der Mann? Wer wagt's mit mir?
 Sei' Vater oder Sohn,
 Er komme her der Lumpenhund,
 Ich bar'n nieder auf den Grund.

Da kam in ſeinem Schäferrock
 Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als ſeinen Stock,
 Als Schleuder und den Stein;
 Und ſprach: Du haſt viel Stolz und Wehr,
 Ich komm' im Namen Gottes her.

Und damit schleudert' er auf ihn,
Und traf die Stirne gar;
Da fiel der große Esel hin,
So lang und dick er war;
Und David haut in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau' nicht auf deinen Tressenhut;
Noch auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht thut:
Das lern' vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll.

Claudius.

39. Das Lied vom braven Mann.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann. —

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht;
Er fegte die Felder, zerbrach den Frost,
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner! entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus:
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich!“

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort;
Zerbrochen und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.

Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn' ihn! nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch gallopirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es voll und straff.
„Zwei hundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind;

Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter, komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh! schlecht und recht! ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! Der Nachen war allzu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein!

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!“
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn;
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil;
Arm bin ich zwar, doch eß' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solchen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

Bürger.

40. Urians Reise um die Welt.

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was verzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reisen wählen.
Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin;
Da war es kalt, bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.
Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan rc.

In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankrug her;
Ich ließ ihn aber stehen.
Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan rc.

Die Esquimaux sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich einen einen Kloß,
Und kriegte viele Schläge.
Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan rc.

Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da;
Mach' dich einmal darüber!
Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan rc.

Flugs ich an Bord und aus in's Meer,
Den Tubus festgebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Quer,
Und hab' sie nicht gefunden.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Von hier ging ich nach Mexico;
Ist weiter als nach Bremen.
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh;
Du sollst'n Sack voll nehmen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein,
Und ließ den Sack da liegen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Drauf kauft' ich etwas kalte Kost,
Und Kieler Sprott und Kuchen,
Und setzte mich auf Extrapost,
Land Asia zu besuchen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Der Mogul ist ein großer Mann,
Und gnädig über Maßen,
Und klug; er war itzt eben dran,
'n Zahn ausziehn zu lassen.

Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan 2c.

Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein
Bei aller Größ' und Gaben!

Was hilft's denn auch noch Mogul sein?
Die kann man so wohl haben.
Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan ꝛc.

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen;
Und damit reist' ich weiter fort
Nach China und Bengalen,
Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan ꝛc.

Nach Java und nach Otaheit,
Und Afrika nicht minder,
Und sah bei der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder;
Tutti: Da hat Er gar nicht übel dran gethan ꝛc.

Und fand es überall wie hier,
Fand überall'n Sparren;
Die Menschen grade so wie wir,
Und eben solche Narren.
Tutti: Da hat Er übel, übel dran gethan;
Verzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

Claudius.

41. Rechenbergs Knecht.

Es lebt' einmal im schönen Lande Meißen
Ein Ritter, Kurt von Rechenberg geheißen,
Er hatte Haus und Hof und viel Gesind',
Und jeden Diener hielt er wie sein Kind.

So gütig war kein Herr in weiter Runde;
Kein hartes Wort entschallte seinem Munde.
Der Diener Trägheit oder Ungeschick
Bestrafte nur ein Wink, ein ernster Blick.

Einst kam, dem Ansehn nach, aus fremdem Lande,
Ein junger Bursch in dürftigem Gewande,
Der, klagend über Armuth, Drang und Noth,
Bescheiden sich zu Diensten anerbot.

Der Ritter sagte: Willst du redlich dienen,
So bist du mir willkommen hier erschienen.
Ich öffne mit Vertrauen dir mein Haus;
Da richte, was dir obliegt, wacker aus!

Der neue Diener, der Georg sich nannte,
Flog wie ein Pfeil, wohin sein Herr ihn sandte,
Und Glück und Heil und Wundersegen schien,
Wo seine Hand sich regte, zu erblühn.

Auf wüsten Feldern, die sein Pflug berührte,
Schwand das Gestein, als ob's der Wind entführte,
Und Aehren wogten über ödes Land,
Wo vormals nur die Distel einsam stand.

Einst ging der Ruf von Feinden in der Nähe;
Der Ritter sprach: Georg, reit auf die Spähe!
Er jagte fort, kam bald zurück in's Schloß,
Und zwei gefüllte Säcke trug sein Roß.

Da fragte Kurt: Was klirrt am Sattelkissen? —
Hufeisen sind's, den Pferden abgerissen;

Die Feinde schliefen, eilig war's gethan,
Und nun hat's Zeit, bevor sie sich uns nah'n.

Ein ander Mal gab ihm sein Herr ein Schreiben:
Ich bitte dich, den Klepper anzutreiben;
Der Ort ist fern, die Sonne geht schon tief,
Und Eile fordert höchlich dieser Brief.

Drei rauhe Meilen waren zu besiegen,
Und er versprach, dem Vogel gleich zu fliegen;
Doch nach Verlauf der nächsten Stunde traf
Ihn Kurt im Stall, versenkt in festen Schlaf.

Georg! Georg! geflügelt sind die Stunden!
Ist dir mein Auftrag aus dem Sinn entschwunden?
Erschrocken fuhr vom Stroh der Jüngling auf:
Da, lieber Herr, ist schon die Antwort drauf!

Des frommen Ritters Angesicht erbleichte,
Als ihm Georg hiermit ein Brieflein reichte,
Und er mit stillem Grausen drin die Hand,
Des weit von ihm entfernten Freundes fand.

Sprich! hub er an, als er das Blatt gelesen,
Von wannen stammst du räthselhaftes Wesen?
Ein düsteres Geheimniß schwebt um dich,
Und du bist traun kein Sterblicher, wie ich!

Jetzt, wie berührt mit einem Zauberstabe,
Verwandelte sich schnell der Wunderknabe.
Er, sonder Anmuth sonst und aschenbleich,
Ward einem Engel nun an Schönheit gleich.

Und diese Rede floß aus seinem Munde:
Der Herr der Herren gibt durch mich dir Kunde,
Wie wohl es ihm, der alles sieht, gefällt,
Wenn hold und mild ein Dienstherr sich verhält.

So thatest du an mir und andern Knechten,
Und Gott belohnt die Thaten der Gerechten. —
Er sagte dieß, erhob sich in die Luft,
Und jenem blühte Glück bis an die Gruft.

Langbein.

42. Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die Drei einen seltsamen Traum.

Der Erste: Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!

Der Zweite: Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!

Der Dritte: Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig in's Horn, trara!

So lagen sie da und sprachen, die Drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n,
So war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch husch! piff paff! trara!

Uhland.

43. Die Jahreszeiten.

Frühlingszeit, schönste Zeit,
Die uns Gott der Herr verleiht,
Weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Heerde,
Läßt die jungen Lämmer springen,
Läßt die lieben Vögel singen.
Menschen, eures Gottes denkt,
Der euch so den Frühling schenkt.

Sommerzeit, heiße Zeit,
Sonne brennt wohl weit und breit;
Aber Gott schickt milden Regen,
Schüttet alles Feld voll Segen,
Schenkt dem Schnitter volle Aehren,
Brods genug uns all' zu nähren.
Menschen, merkt es, Gott ist gut,
Daß er so am Sommer thut.

Herbsteszeit, reiche Zeit,
Gott hat Segen ausgestreut,
Daß sich alle Bäume neigen
Von den fruchtbeladnen Zweigen,
Schaut nun her mit Vaterblicken
Wie sich alle dran erquicken.
Menschen, nehmt die Gaben gern,
Aber ehret auch den Herrn.

Winterzeit, kalte Zeit,
Aber Gott schenkt warmes Kleid,
Dichten Schnee der kahlen Erde,
Warmes Wollenfell der Heerde.

Federn weich den Vogelschaaren,
Daß sie keine Noth erfahren,
Menschen, Haus und Herd auch euch.
Lobt ihn, der so gnadenreich.

Hey.

44. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand,
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal in's Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs in's große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis an die Fluth,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht:
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.

Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät sein Auge hinab in's Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

W. Müller.

45. Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn.

Sohn, da hast du meinen Speer!
Meinem Arm wird er zu schwer.
Nimm den Schild und dieß Geschoß;
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe! dieß nun weiße Haar
Deckt der Helm schon fünfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwert und Streiaxt stumpf gemacht.

Herzog Rudolph hat dieß Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt;
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verschmähte Heinrichs Sold.

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten; Rudolphs Muth
That mit seiner linken Hand
Noch dem Franken Widerstand.

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiser Konrad rüstet sich.
Sohn, entlaste mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

Zücke nie umsonst dieß Schwert
Für der Väter freien Herd;
Sei behutsam auf der Wacht;
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer sei zum Kampf bereit;
Suche stets den wärmsten Streit!
Schone deß, der wehrlos steht!
Haue den, der widersteht!

Wenn dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein fester Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwert,
Sieben Knaben, Deutschlands werth!
Deine Mutter härmte sich
Stumm und starrend, und verblich.

Einsam bin ich nun und schwach;
Aber, Knabe, diese Schmach
Wär' mir herber siebenmal,
Denn der sieben andern Fall.

Drum so scheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!

So du kämpfest ritterlich,
Freut dein alter Vater sich.

L. Stolberg.

46. Räthsel.

1.

Unter allen Schlangen ist Eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.
Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.
Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.
Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.
Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tödtet, ist es todt!

2.

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,

Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

3.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden;
Niemand beraubt's und macht doch reich.
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

4.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.
Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.
Nicht eitle Prahlsucht hat es gethürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirmet;

Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

5.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

6.

Es führt dich meilenweit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort;
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug,
Ihm ist ein Augenblick genug!

7.

Wir stammen, unser sechs Geschwister,
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.
Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So dreh'n wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Zirkeltanz.
Gern meiden wir die schwarzen Höhlen,
Und lieben uns den heitern Tag;
Wir sind es, die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag.
Wir sind des Frühlings lust'ge Boten,
Und führen seinen muntern Reihn:
Drum fliehen wir das Haus der Todten;
Denn um uns her muß Leben sein.
Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Schiller.

47. Denksprüche.

1.

Zwischen heut' und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

2.

Des Herbstes mag sich freu'n, was eine Frucht getragen,
Da, was nur Blätter trug, vor seinem Hauch muß zagen.

3.

Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach Andrer Fehlern,
Und nie wirst du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern.

4.

Weißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener gibt?
Wo eins dem andern dient, weil eins das andre liebt.

5.

Glaube mir, du hast viel gethan,
Wenn du Geduld dir gewöhnest an.

6.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

7.

Befiehl dich Gott,
Sei stark in Noth,
Bedenk' den Tod,
Gib Armen Brod.

Erduld' und leid,
Und keinen neid',
Fleuch Krieg und Streit,
Hab' Acht der Zeit.

Auf dich selbst schau'
Nicht allen trau',

Auf Gunst nicht bau',
Sei nicht genau.

Halt' deinen Bund,
Regier' den Mund,
Hüt' dich für Sünd'
Und bösem Fund.

Der Welt Geschmeiß
Dich stets entreiß';
Mit höchstem Fleiß
Den Herren preis'.

In Freud' und Scherz,
In Leid und Schmerz
Dein Sinn und Herz
Gedenk' aufwärts.

Halt dich fein rein,
Sei gern allein;
Laß andre sein,
Getreu es mein'.

Wer solches liebt,
Daran sich übt,
Wird nicht betrübt,
Gott Freude gibt.

48. Vaterlandslied.

Stimmt an mit hellem hohen Klang
Stimmt an das Lied der Lieder,

Des Vaterlandes Hochgesang,
Das Waldthal hall' ihn wieder!

Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgesung'nes Land,
Dir weih'n wir uns auf's neue.

Zur Ahnentugend wir uns weih'n,
Zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten.

Die Barden sollen Lieb' und Wein,
Doch öfter Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
In Thaten und in Weisen.

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen,
Und jeder ächte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen.

Claudius.

49. Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.

Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamm's,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

Schiller.

50. An die Vögelein.

O sagt, ihr lieben Vögelein,
Wer ist's der euch erhält?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein,
Wenn Schnee im Winter fällt?
Wo nehmt ihr eure Nahrung,
So viel, als ihr begehrt?
Doch zeigt ja die Erfahrung;
Daß Gott euch all' ernährt.
Ihr habt kein Feld, kein'n Heller Geld,
Nichts, was die Tasche füllt;
Der Strauch und Baum ist euer Zelt.
Trotz dem, der euch was stiehlt!
All' euer Thun ist singen,
Stets lobt ihr Gott, den Herrn,
Daß laut die Töne klingen,
Bis spät zum Abendstern.
Gott sei mein Herz auch heimgestellt,
Was er thut, ist gethan;
Wenn Sonn' und Mond vom Himmel fällt,
Er ist's, der helfen kann.
Was lebt auf Erd', in Lüften schwebt,

Was sich im Wasser rührt,
Gott all' in seiner Kraft belebt,
Ohn' alle Müh' regiert.
Kein Sperling von dem Dache fällt,
Von meinem Haupt kein Haar,
Es sei denn, daß es dem gefällt,
Der ewig ist und war.
Er ruft den Storch zu seiner Zeit,
Die Lerch', die Nachtigall;
Er führ' uns all' zur Seligkeit,
Bewahr' uns vor dem Fall.

Wunderhorn.

51. Der Fleiß der Thiere.

Wie emsig im Grund' sich die Ameise regt,
Und Körnchen bei Körnchen zum Vorrathe trägt!
Sie schafft in dem Sommer, damit es ihr nicht
Im Froste des Winters am Brode gebricht.

Dort sammelt die Biene mit fleißigem Sinn
Von Blume zu Blume den süßen Gewinn:
Das wirthliche Völkchen fliegt ein und fliegt aus
Und füllet mit Honig das zierliche Haus.

Geh', siehe das kleine, das fleißige Thier,
Du müßiger Fauler, und lerne von ihr.
Geh', sammle wie Bienen, noch weilet die Zeit;
Bald sind mit Gestöber die Fluren beschneit.

Seume.

52. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut, als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft umherfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und hohen Fenster, größer als an des Vaters Hause daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden: „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?"

Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „K a n n i t v e r s t a n!" und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: I c h k a n n e u c h n i c h t v e r s t e h n. Aber der gute Fremdling glaubte, es wäre der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Herr sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gaß' aus,

Gaß' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt Het Ey, oder auf deutsch Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an's Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor das Fenster in vergoldeten Scherben.“ Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat,“ kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarze vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einfaches Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er

sich an den Letzten vom Zuge, ergriff ihn sacht am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." — „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlingtr ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm mit einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan!" rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichthume? — Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute."

Mit diesem Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Predigt von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich wären, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Hebel.

53. Bildung der Erdoberfläche.

Wenn man mit einem Male das Meer ablassen könnte, würde es auf seinem Grunde nicht viel anders aussehen, als auf vielen Stellen auf unserer Erdoberfläche. Wir würden da

große lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gyps sehen, die sich aus dem Meerwasser gebildet haben, alle untermischt mit häufigen Muscheln und andern Seethierüberresten. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie in einem großen Meere gebildet sind. Denn viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seethierüberresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die sehr hoch sind und jetzt viele Meilen weit vom Meere landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Corallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden sieht so aus, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal Jahrhunderte lang bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas ähnliches zu sehen. Auch in und auf unsern Kalkbergen findet man Corallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und gewachsen sein können. Man sieht es manchen unserer Sandgegenden an, daß da einmal lange Zeit hindurch Wasser darüber gefluthet haben muß; und das Salz, das manche unserer Berge und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer da stand.

Manche Naturforscher glauben: das Meer sei nach und nach kleiner geworden und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sollen wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen haben, als jetzt, z. B. Danzig. Aber andere und eben so gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dieß nur an manchen Meeren und an manchen Oertern so erscheine, und daß das Meer seit Jahrtausenden weder um ein merkliches angewachsen sei, noch abgenommen habe.

Es muß also jene große Veränderung, wodurch viele unserer Länder und Berge vom Meere verlassen und zu festem

Lande wurden, auf einmal gekommen sein. Doch ist das nicht die einzige Veränderung, die mit unserm Erdboden vorgegangen sein muß. Im Württembergischen, in Thüringen, in Braunschweig und an andern Orten Deutschlands, ferner in Frankreich und sogar in dem kalten Sibirien hat man Knochen ausgegraben, die von Elephanten, Nashörnern und andern solchen Thieren waren, die nur in sehr heißen Ländern leben können. Dabei auch an den nämlichen Orten Palmen, Bambusröhre und andere Gewächse aus warmen Ländern. Diese Thiere und Pflanzen, die oft mit einander, wie noch in ihrem jetzigen Vaterlande vorkommen, müssen einmal in jenen jetzt so kalten Ländern gelebt haben. Es muß also da einmal viel wärmer gewesen sein, als es jetzt ist.

Die Knochen oder andere Ueberreste von Thieren der Vorwelt, die man in allen Theilen der Erde, am häufigsten aber in den nördlichen Gegenden gefunden hat, gehören fast alle zu den jetzt lebenden Thiergeschlechtern, nur sind sie zum Theil größer als die jetzigen, oder weichen auch in der Gestalt von ihnen ab. So hat man die meisten Gattungen der Säugethiere gefunden, doch nirgends Ueberreste von Affen. Sehr verschieden von den jetzt lebenden Säugethieren waren: Das Mammuthsthier, eine große Elephantenart, mit langen Mähnen; das Riesenelenn, das centnerschwere Geweihe hatte. Noch verschiedener von dem gegenwärtigen Thiergeschlechte war das Ohiothier (hat seinen Namen vom Ohioflusse in Nordamerika, wo man es fand); es war so hoch, aber länger als unsere größten Elephanten, hatte große Stoßzähne, aber auch zackige Backenzähne wie die fleischfressenden Thiere, und war mit langen Haaren bedeckt. Das Riesenfaulthier muß auch ein gar besonderes Thier gewesen sein. Es war von der Schnauze bis zum Rücken zwölf Fuß lang und sechs Fuß hoch; sein Kopf gleicht dem unserer Faulthiere. Dabei hatte es auch wie diese keine Vorder-

und Eckzähne, sondern nur Backzähne, aber furchtbar lange und scharfe Klauen, daher man es auch Großklauenthier heißt.

Ueberreste von Vögeln der Vorwelt hat man im ganzen noch wenig gefunden; in größerer Menge aber die Amphibien, und darunter Eidechsen von vierundzwanzig Fuß Länge (in den Niederlanden bei Maestricht), ferner Krokodile, so groß wie die noch jetzt lebenden im Nil und Ganges. — Fische gab es in der Vorwelt von allen jetzt lebenden Arten, doch hat man auch Haifische aufgefunden, die von ungeheurer Größe gewesen sein müssen, denn ihre Zähne waren vier Zoll lang und fünf Zoll breit, der Fisch also wohl siebzig Fuß lang. — Der Ueberreste von Insecten sind wenig, in desto größerer Menge aber die der Würmer.

An manchen Orten, wie z. B. in Sibirien, hat man solche Thiere der Vorwelt noch mit Haut und Haaren und Fleisch gefunden, welches für Hunde und Wölfe noch genießbar war. Es muß also die große Veränderung, wodurch es nach den Polen unserer Erde hin so kalt wurde, wie es jetzt ist, noch nicht viel Jahrtausende her und plötzlich geschehen sein; denn nur in einem so kalten Lande wie Sibirien konnte sich das Fleisch solcher Thiere der Vorwelt so ungestört erhalten.

Wie es nun damit zugegangen, und wodurch eine solche Veränderung entstanden sei, das wissen die Gelehrten selber nicht, wie sie denn überhaupt gar vieles nicht wissen. Die heilige Schrift aber und die Sagen vieler Völker in Europa, Asien und Amerika erzählen uns von einer großen Fluth, von der Sündfluth, die über den ganzen Erdboden kam und ihre höchsten Berge bedeckte, und wobei fast alle auf der Erde lebenden Wesen untergingen. Und an eine solche Fluth, nach deren Verlauf die Erdoberfläche ihre jetzige Gestalt und ihr

jetziges Klima erhielt, muß man glauben, wenn man nicht allen Zeugnissen der Natur geradezu in's Angesicht widersprechen will. Ein Theil des damaligen festen Landes scheint, wie es noch jetzt bei einzelnen Inseln geschieht, im Meere versunken zu sein, und ein Theil des Meergrundes ist dabei zum trockenen Lande geworden.

Zwar führen nicht alle Berge solche Muscheln und Seegewächse oder Salz bei sich, woraus man schließen könnte, daß sie ehemals Meeresgrund gewesen wären, aber alle, auch die, bei denen das nicht der Fall ist, sind offenbar, bis auf die wenigen, aus vulkanischem Feuer erzeugt, aus dem Wasser und im Wasser gebildet. Und das sagt uns auch die heilige Schrift, der freilich heut zu Tage manche Gelehrte immer gern widersprechen wollen, die aber, sobald man nur die Natur recht genau ansieht, auch in solchen Dingen immer Recht behält und auch ewige Wahrheit bleiben wird.

Die Gebirge, welche keine Muscheln, keine Steinkohlen und keine Salze enthalten und zugleich die höchsten Berge der Erde bilden, nennt man **Urgebirge**. Sie bestehen entweder aus Thonschiefer, woraus unsere Schiefertafeln gemacht werden, oder aus Glimmer oder Katzengold, einem Schiefer, der viel glänzende dünne Blättchen bildet, oder aus Granit, womit unsere Straßen gepflastert werden. Die Urgebirge haben die meisten Erze: Gold, Silber, Blei, Zinn, Kupfer und Eisen in sich. Man findet diese meistens in sogenannten Gängen, welche man mit ehemaligen Spalten in den Gebirgen vergleichen kann, die sich von oben herein durch die hineingeschlossenen Erdmassen ausgefüllt haben.

Die Gebirge, welche hauptsächlich aus Kalk, aus Sandstein und Gyps bestehen und viel Muscheln, Steinkohlen und

Salz in sich führen, nennt man **Flötzgebirge**. Diese Steinmassen liegen in großen Lagen über einander, die man Schichten nennt, und dem Gebirge das Aussehen geben, das etwa eine Mauer hat, in der recht große Quaderplatten von verschiedener Form eine über die andere gelegt sind. Solche Lagen nennt der Bergmann Flötze, und überhaupt bedeutet flötzen ein Ansetzen durchs Wasser, was offenbar jene Gebirge hervorgebracht hat. Die Gebirge enthalten zwar nicht so viel Erze als die Urgebirge, doch an manchen Orten einen sehr kupferreichen Schiefer, auch etwas Blei und Galmei und sehr viel Eisen.

Den losen Sand, Lehm und Töpferthon, die in unsern Ebenen liegen, und woraus auch die Hügel bestehen, die man da sieht, nennt man **aufgeschwemmtes Land**. Da findet man außer dem Lehm und Töpferthon und außer Braunkohlen nicht viel besonderes. Ueber allen diesen Gebirgsarten liegt dann die Damm- und Gartenerde.

Schubert.

54. Ermahnung.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab,
Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Pilgerleben geh'n,
Dann kannst du sonder Furcht und Graun
Dem Tod ins Antlitz seh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht,

Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue was er thu',
Der Teufel treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld,
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum,
Saust ihm Entsetzen zu,
Er findet nach des Lebens Raum
Im Grabe keine Ruh'.

Sohn, übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab,
Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen drauf,
Und Sonnenblumen voll von Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.

Hölty.

55. Soldaten-Morgenlied. 1813.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;

Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
Schau' her vom blauen Zelt;
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gib uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr! der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Schenkendorf.

56. Meerlied.

Gegen das Gestade spülen,
In des Meeres Ufer wühlen
Wellen, immerfort im Streit. —
Seh' sie glänzen, seh' sie zieh'n
Rastlos, unaufhaltbar hin,
Für sie gibt es keine Zeit.

Wieder kommen hergezogen
Ewig neu des Meeres Wogen,
Ewig kehren sie zurück,
In Poseidons Wasserreich
Bleibt sich's unverändert gleich,
Ewigkeit wie Augenblick.

Auf dem Rücken unsrer Erde
Herrscht ein immer frisches Werde!
Selbst das Festeste zerstäubt;
Berge stürzen schnell dahin,
Nichts auf Erden kann verzieh'n,
Und sie selber nicht verbleibt.

Rastlos wie des Meeres Schwanken,
Ist's in unseren Gedanken,
Endlos sich es immer dehnt;
Endlos breitet sich das Licht.
Und das Ziel dem Wunsch gebricht
Und das Herz beständig sehnt.

König Ludwig.

57. Salomon Geßners Charakter.

Die Grundlage seines sittlichen Charakters war eine seltene Herzensgüte, und ein froher, heiterer, zufriedener Sinn, der sich in jeder Lage gefiel, und von allem das Gute und Genießbare aushob. Er nahm herzlichen Antheil an fremdem Glücke; freute sich immer, etwas dazu beizutragen, interessirte sich lebhaft für alles Schöne und Gute, half gerne dem aufkeimenden Genie empor, ermunterte es durch seinen Beifall, leitete es durch seinen Rath, und unterstützte es durch seinen Einfluß. — In früheren Jahren war sein Geschmack in der Wahl seiner Gesellschafter ausschließender. Er lebte beinahe einzig sich selbst und den Musen, suchte und liebte keinen Umgang, als mit Männern von Kenntnissen, Talenten und aufgeklärter Denkungsart, oder mit Frauenzimmern von Geist, Geschmack und einer feinern Ausbildung. Wenn ihn Zufall oder Verhältnisse in eine Gesellschaft von alltäglichen Menschen geführt hatte, so war er seiner selbst nicht genug Meister, um sein Mißbehagen und die drückende Langeweile zu verbergen. Allmählig lernte er immer sich mit allen Klassen von Menschen vertragen, und aus jeder Lage Genuß zu ziehen. Er trieb sich willig in dem engen Ideenkreise des eingeschränktesten Kopfes herum; sprach seine Sprache nur mit festerer Wahl und Bestimmtheit; verfolgte getreu den Faden einer noch so wenig interessanten Unterredung; und reihte oft unversehens daran eine köstliche Perle. Der Mitsprechende freute sich allemal einer solchen Entdeckung, die er wenigstens veranlaßt zu haben wähnte, und wußte sichs selbst nicht zu erklären, wie es zuging, daß er sich nie klüger vorkam, als wenn er sich mit Geßner unterhielt.

Das größte Behagen fand er an den Gesprächen der treuherzigen Ehrlichkeit oder an dem süßen Geschwätze kindlicher

Einfalt und Unschuld. Sobald seine eigenen Kinder laufen konnten, ward er in seinen Nebenstunden ihr treuer Gefährte, und nahm an ihren Spielen Theil. Bald führte er mit ihnen eine Posse auf, wobei er die drolligsten Stellen übernahm; bald jagte er mit ihnen durch Zimmer und über Böden weg — das war ein Jubel für die Kleinen, daß, wer im Hause war, an ihrer Freude den lebhaftesten Antheil nehmen mußte. Ach wie vieles entbehrt der nicht, der es nicht weiß, auf solche Weise Vater zu sein! — Auch in seinen ältern Tagen unterhielt er sich so gerne mit gutartigen und wohlgezogenen Kindern. Sie im Schooße zu wiegen, auf dem Fuße zu schaukeln, ihre muthwilligen Neckereien zu erwiedern, und auf irgend eine Weise zu ihrem Vergnügen thätig zu sein, das war für ihn eine Lust, worüber er seiner liebsten Beschäftigung vergessen konnte. — Eben die Hand, welche Pinsel und Feder für die Unvergeßlichkeit führte, schnitzte oft mit sorgsamem Fleiße ein Spielwerk, um damit einem fröhlichen Knaben für ein Paar Augenblicke die Zeit zu verkürzen.

Im Umgange war er der liebenswürdigste Gesellschafter, immer aufgelegt, durch treffenden Witz, heitere Laune und feinen Scherz die Unterhaltung zu beleben, voll vertraulicher Offenheit gegen seine Freunde, voll zuvorkommender Gefälligkeit und delikater Behandlung gegen den minder Bekannten und Fremden. Wer hätte je in ihm den Mann geahnet, vor dem jeder kleinste Zug von Schiefheit, jede feine Nüanze des Lächerlichen, sobald er nur wollte, zur frappantesten Nachbildung im hellsten Licht da lag? Wer hat sein Auge je auf der Lauer ertappt, wer von ihm ein beleidigendes Wort gehört? Im Gegentheil zeigte er für das Gute den feinsten Bemerkungsgeist, und schien für Blößen der Schwachheit weder ein Aug noch ein Ohr zu haben. Der anmaßende Stolz und die unverschämteste Dreistigkeit mußten es hoch treiben, um seine

Geduld zu ermüden. Sein Unmuth äußerte sich selten anders, als durch eine auffallende Verlegenheit, worin die Besorgniß, seine Verachtung sichtbar werden zu lassen, ihn zu versetzen schien. Nur dann ward er etwa zum Unwillen gereizt, wenn plumper Unverstand seine kaum zu ermüdende Gutmüthigkeit und anmaßungslose Simplicität mißdeutete, und ihn zum Ziele eines schalen Witzes und einer armseligen Neckerei zu machen wagte. In diesem Falle warf ein redender Blick, und ein schneidendes Wort den Thoren unfehlbar in sein wahres Verhältniß zum großen Manne zurück.

Man kann leicht denken, daß ein so berühmter Mann oft von Besuchen bestürmt ward, die einem so beschäftigten Manne sehr zu Last fallen mußten. Die Klagen, welche hierüber geführt werden, rühren oft von Eitelkeit her, oder werden leicht so mißdeutet. Geßner buhlte um keinen Besuch, und entzog sich keinem. Seine Thüre öffnete sich dem bescheidnen Fußgänger, wie dem Prinzen, und keinem williger, als dem Manne von Verdiensten. Ein einziger Besuch von der letztern Art söhnte ihn wieder mit dreißig neugierigen Reisenden aus, welche hundert Meilen weit herbeigekommen waren, um ihm eine kostbare Stunde zu rauben, worin sie ihm nichts zu sagen hatten, als daß sie auch von ihm wüßten. Niemand hörte von ihm hierüber eine Klage, als etwa seine vertrautesten Freunde, und seine Gattin; jene mehr im scherzenden, diese mehr im unmuthigen Tone. — Zuweilen trug sich's wohl zu, daß er, der in Künsten der Verstellung nicht geübt war, Jemanden, der das Unglück hatte, nach mehren solcher lästiger Besuche, bei ihm gemeldet zu werden, sein Mißvergnügen nicht ganz verbergen konnte. Natürlicher Weise mußte das auf den Besuchenden, wenn er ein Mann von feinem Gefühle war, immer ein wenig zurückwirken. Geßner durfte hievon nur das Mindeste bemerken, so ward sein gutes Herz zur Reue ge-

stimmt, und er bot alle seine Kräfte auf, um den Fehler wieder gut zu machen. So ward er einst an einem Tage, da er an einem seiner Gemälde besonders con amore arbeitete, an Einem fort, von Fremden überlaufen. Kaum hatte er einen oder mehrere entlassen, so meldeten sich wieder andere. Er mußte die Treppen beständig auf und nieder steigen, und immer war der letzte Besuch unbedeutender und abspannender als die vorigen. Als endlich der Abend heranrückte, so kehrte er in der süßen Zuversicht, noch ein Paar Stunden ungestört und nach Herzenslust seinem Geschäfte widmen zu können, in sein Arbeitszimmer zurück. Aber er hatte sich kaum niedergesetzt, als an der Thüre angepocht wurde. Ein rasches Herein, nebst einer lebhaften Ejakulation seines Unmuthes verkündigte dem Pochenden zum voraus seine Stimmung. Als die Thüre sich öffnete, trat ein kleines, hageres Männchen herein, welches von der Noth seiner Haushaltung gedrückt, sich um ein bürgerliches Aemtchen bewarb. Stotternd und zitternd hob er an, aber Geßner ließ ihn nicht ausreden. Gerührt und beschämt bot er ihm, sobald er wußte, worum es zu thun war, seine Hand, begleitete ihn alle Treppen hinunter, und entließ ihn voll Herzlichkeit.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann von dem bisher beschriebenen Charakter zu seinen übrigen Verdiensten auch die Bescheidenheit zählte: eine Tugend, welche von wahrer Größe selten, von der Weisheit niemals getrennt ist. Geßner besaß sie in einem außerordentlichen Grade. Wer ihn nicht kannte, der konnte Wochen und Monate lang mit ihm umgehen, ohne auf einen Schriftsteller, geschweige auf einen von allen Großen gefeierten, von allen Nationen gelesenen und bewunderten Schriftsteller zu rathen. Sein Ruhm war schon lange fest gegründet, als er noch immer die Kritiken seiner Freunde mit der gespannten Aufmerksamkeit eines Anfängers,

der sich selbst noch nicht kennt, abhorchte. Auch baute er nicht auf ihre Worte allein. Wenn er etwas vorlas, so warf sein Auge von Zeit zu Zeit scharf forschende Blicke auf die Miene des Horchenden. Wenn er seine Gemälde vorzeigte, so that er es schweigend, und hörte gern nicht nur das Urtheil der Kenner, sondern die unkunstmäßigen Bemerkungen eines Jeden, der Geschmack und ein natürliches Gefühl des Schönen besaß. Von seinen Schriften sprach er selten, oder nie, so ungesucht sich auch hiezu die Gelegenheit anbot. Ich wenigstens habe, so viel ich mich erinnern kann, ihn auch nicht ein einziges Mal davon sprechen hören.

Hottinger.

58. Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Januar des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tag eilftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stund an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der eine betete sein „Daß walt Gott," der andere ließ es sein, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stund, — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisamen in der Abend-Schule, müssige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshaus beim Karten-

spiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel an eine fremde Thür, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war; nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutte hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Lebensmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie in das Herz der Menschen kommen. Es ist

schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Hebel.

59. Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache zufrieden zu sein mit seiner Heimath. Hat z. B. die Schweiz viel heerdenreiche Alpen, Käse und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lawinen. Der 12. Dezember des Jahres 1809 brachte für die hohen Bergthäler dieses Landes eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der zwölfte Dezember brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich so durch einander, daß im Sturm, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammen krachten, und Ställe, Scheuern und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lawinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden Stunden lange Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf

stunden, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die miteinander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an dem Berg anstößt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen, und alles eben machen, auf daß, wenn die Lawine kommt, so fährt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht“ — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“ — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lawine hergeht, vom Dach hinweg, und hob ihn schwebend in der Luft, wie einen Vogel über einen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinabzustürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lawine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan; aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich festhielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und ging wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lawinen, daß sie seine Befehle ausrichten.“

Anders erging es in Sturnen, ebenfalls im Canton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lawinen, und während sie noch

beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berge abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er, als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung erreicht hatte, und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sei, barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichen Rufen, wie aus einem tiefen Grabe, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben, rief ein Kind, aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeiteten Vater und Mutter noch einmal, und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm ward ihm abgebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Canton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern, und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umher schaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich, wir wollen beten und uns dem Willen Gottes überlassen.“ Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in

die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine vierzehntägige Kindbetterin, und sie sank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, eh' sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf, und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Berg-Cantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwyz, Graubünden, sind in einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also, daß sie in's Thal gestürzt sind, oder die Bäume lagen über einander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Canton Uri fast mit einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man wußte nicht, auf wievielmal hunderttausend Gulden man soll den Schaden berechnen, ohne die verlornen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder eines frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Hebel.

60. Der Parse, der Jude und der Christ.

Ein Jude trat in einen Parsentempel und sah daselbst das heilige Feuer. Er sprach zu dem Priester: Wie, ihr betet das Feuer an? — Nicht das Feuer, antwortete der Priester, es ist nur ein Sinnbild der Sonne und ihres erwärmenden Lichtes. Darauf fragte der Jude: Verehrt ihr denn die Sonne als eure Gottheit? Wisset ihr nicht, daß auch diese nur ein Geschöpf des Allmächtigen ist! — Das wissen wir, erwiderte der Priester; aber der sinnliche Mensch bedarf des sinnlichen Zeichens, um das Höchste zu fassen. Und ist nicht die Sonne das Bild des unsichtbaren unbegreiflichen Urlichts, das alles erhält und segnet!

Darauf antwortete der Israelit: Unterscheidet denn euer Volk das Bild von dem Urbild? Schon nennt es die Sonne seinen Gott, und selbst von diesem wieder zu einem niedern Bilde versinkend knieet es vor der irdischen Flamme. Ihr reizet sein äußeres und verblendet sein inneres Auge, und indem ihr ihm das irdische Licht vorhaltet, entzieht ihr ihm das himmlische. — Du sollst dir kein Bildniß machen noch irgend ein Gleichniß.

Wie bezeichnet ihr denn das höchste Wesen? fragte der Parse.

Der Jude antwortete: Wir nennen es Jehovah Adonai. Das heißt, der Herr, der da ist, der da war und sein wird.

Euer Wort ist groß und herrlich, sagte der Parse, aber es ist furchtbar.

Darauf trat ein Christ herzu und sprach: Wir nennen ihn Vater.

Da sahen der Heide und Jude einander an mit Verwunderung und sprachen: Es ist das nächste und höchste! Aber wer gibt euch den Muth, den Ewigen also zu nennen?

Wer anders sagt der Christ, als Er, der Vater selbst! —

Darauf enthüllte er ihnen das Geheimniß von der Offenbarung des Vaters in dem Sohne und von dem Worte der Versöhnung. —

Da sie solches vernommen, wurden sie gläubig und erhoben ihre Blicke freudig gen Himmel und sprachen voll Inbrunst und Geistes: Vater, lieber Vater!

Und nun reichten sie sich die Hände alle drei und nannten sich Brüder.

Krummacher.

61. Der irdische und der himmlische Segen.

Es war eine lange und traurige Dürre im Lande. Heiß brannte der Sonnenstrahl vom wolkenlosen Himmel und versenkte die Gräser und Blumen auf dem ausgetretenen Boden. Ermattet durch die stechende Glut, zogen die Quellen langsam und immer langsamer dahin, und die welkenden Blätter begannen allmählig, wie wenn es Herbst wäre, von ihren Aesten sich abzulösen. Nur hie und da, wo dunkle Baumgruppen ihre erquicklichen Schatten warfen, grünte das Gras noch in lieblicher Fülle: denn ein erfrischender Thau tränkte die matten Halme jeden Abend mit seiner belebenden Kraft.

In der erfrischenden Kühle eines Morgens gingen zu dieser Zeit einmal zwei Landleute auf ihre Felder hinaus. „Nachbar," sagte der Eine von ihnen, Berthold, „wann wird endlich einmal der Himmel sich öffnen? Ist es doch, als habe er sich für immer verschlossen."

Und es antwortete ihm der Nachbar Johannes: „Ich habe an diesem Morgen einen tröstenden Psalm gelesen von Gottes Güte und Barmherzigkeit; laß uns dem trauen, der die Vögel des Himmels nähret. Siehe, wie dort die Thautropfen auf der Wiese glänzen! Das Morgenroth leuchtet in sie hinein,

und sie blitzen wie Regenbogen. Darum stehen auch unsre Wiesen noch so grün und so schmuck. O die Erde ist wohl eine gute Mutter: sie erquicket ihre Kinder mit stiller, segnender Liebe, und wenn der Himmel seine Gaben zu versagen scheint, dann öffnet sie ihren Schoos und läßt die Thautropfen aufsteigen, daß alle ihre Kindlein getränkt werden."

„Wie könnte sie auch anders?" setzte er nach einer kleinen Weile hinzu. „Ist sie doch den Kindlein Mutter, und erzieht sie und bringt sie groß, und läßt sie wiederum sterben an ihrem Busen."

„Aber siehe", sagte Berthold darauf, „sie vermag sie dennoch nicht nach Genüge zu ernähren. Die Thautröpflein, die sie gibt, sind nichts als ein stärkendes Labsal, um den nahenden Tod auf Augenblicke abzuhalten."

„Sie thut, was sie kann, mein Freund," erwiederte der alte Johannes; „wie magst du etwas Größeres von ihr fordern? Ach die Fülle ihrer Gaben vermag freilich ihre zarten Gebilde nicht zu halten, wenn nicht der himmlische Segen wohlthätig auf sie herniederströmt. Aber dennoch wollen wir sie dankbarlich preisen."

Wiederum des andern Morgens gingen sie hinaus auf die Felder. Der Sohn Bertholds begleitete sie und freute sich kindlich auf das Blitzen der Tropfen im Morgenroth. Aber siehe, es war in der Nacht kein Thau gefallen. Da sprach er betrübt zu seinem Vater: „Ach, wie wird es nun unsern armen Pflanzen ergehen! Jetzt hat die Erde ihnen auch ihren Segen entzogen. Sie werden verwelken alle, ehe der Abend kommt."

„Nein, mein Sohn, entgegnete ihm sein Vater, es wird regnen, ehe der Abend kommt."

„Ist dir das im Traum offenbar worden, mein Vater?" fragte der Knabe. „Nicht also," war die Antwort, „sondern es hat sich mir bewährt in langer Erfahrung, daß, wann der Thau ausbleibt, alsdann der Regen nicht mehr ferne ist."

„Das ist doch sonderbar!“ erwiderte der Knabe. Und der alte Johannes nahm jetzt das Wort und sprach: „Was bedürfte es auch noch des irdischen Segens, wo der himmlische in Fülle gegeben wird? Bescheiden beugt sich die Erde vor dem Kommen einer höhern Macht. Sie tritt mit ihren Gaben zurück, wenn die Pforten des Himmels sich öffnen.“

So sprach der Greis, und vom Westen her wälzten sich dunkle Gewitterwolken am Himmel hin. Ehe die Mittagsstunde kam, hingen die Regentropfen an allen Blumen und Halmen.

Nonne.

62. Der hohe Staufen.

In der Mitte des schwäbischen Landes, fast gleichweit vom Rhein, Lech und dem Bodensee entfernt, erhebt sich der hohe Staufen, ein kegelförmiger Berg, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der schwäbischen Herzoge und Kaiser gestanden. Weithin ist des Berges Haupt sichtlich, und du magst kommen, von welcher Richtung du willst, so beut es dir seinen kahlen Scheitel entgegen. Es beherrscht eben so die Gegend und die niedern Berge, wie die mächtige Regentenfamilie, die einst hier hausete, die niedern Geschlechter und die Landschaft umher beherrscht hat. Der baumlose Gipfel des Berges gewährt eine herrliche Aussicht. Gegen Süden übersieht man die rauhe schwäbische Alp mit ihren begrünten Höhen oder zackigten Felsen; hinter ihr ragen in weiter bläulicher Ferne, wie Wolken am Horizont, die Schneegebirge Tyrol's und Helvetiens hervor. Gegen Westen erblickt man die schönen Gegenden, die der Neckar durchströmt, das reiche würtembergische Unterland, das Schwarzwäldergebirge, und, dem Auge nur bei dem hellsten Himmel sichtbar, die Berge Lothringens. In einem schönen Halbkreise gelagert, von Nordwest bis Nordost, von der Mündung des Neckars bis zum Ausfluß des Lechs

begrenzen die schwarzen limburgischen und fränkischen Waldungen den Horizont, und verhindern die weitere Aussicht. Dieß sind die äußersten Linien des Kreises, von dem dieser Berg der Mittelpunkt ist. Aber innerhalb dieses Kreises welch' eine bunte Landschaft, welch' schönes Gemälde! wie abwechselnd Thal und Berg, Wälder, Fluren und Flüsse! welche Menge von Höfen, Dörfern und Städten, die allenthalben, bald mehr, bald minder versteckt, mit ihren Thürmen und schimmernden Dächern und Zinnen, einen ungemein heitern Anblick gewähren! Ganz nahe, dem Anschein nach nur eines Steinwurfes weit, liegt am nördlichen Fuße des Berges die Stadt Gemünd, ehemals ein Eigenthum des Hohenstaufischen Hauses, die aber nach Konradin's unglücklichem Tode die Reichsfreiheit sich erwarb. Eben so nahe, nur auf des Berges südlicher Seite breitet sich in einem fruchtbaren Thale das schöne würtembergische Städtchen Göppingen aus, das gleichfalls zu dem Besitzthum der Hohenstaufischen Familie gehörte. Das frohe Gefühl, in das den Beschauer die lebendige Gegenwart versetzt, wird getrübt bei dem Anblick so vieler in Trümmern liegender naher Bergschlösser, die sich rings über die niedrigen Oerter erheben, und wie Vasallen um den sie Alle überragenden Hohenstaufen herumstehen. Rechberg, Staufeneck, Helfenstein, Ramsberg, Scharfenberg, Berneck, Drachenstein waren ehemals die Sitze blühender Geschlechter, deren Andenken sogar zum Theil nun verweht ist. Noch mehr dringt sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe deinem Geiste auf, wenn du deine nächsten Umgebungen betrachtest, denn von dem Stammhause der Hohenstaufen ist, bis auf ein kleines Stück Mauer, auch die letzte Spur verschwunden, und mit Gras und Disteln ist der Schutt überwachsen. Einsame Ziegen weiden an den steilen Wänden des Berges, und halbnackte Hirtenknaben tummeln sich auf der luftigen Höhe, wo einst der mächtige Friedrich seine Jugend verlebte. Im Bau=

ernkriege 1525 wurde von dem Schlosse verbrannt, was verbrennlich war. Die sieben Fuß dicke Ringmauer desselben, zwei feste Thürme, der Buben- und Mannsthurm genannt, die Thore und der Brunnen blieben stehen, und stunden noch 1588, wo Crusius sie sah und beschrieb. *) Seit jener Zeit wurden die Steine von den benachbarten Bauern geholt, die Thürme niedergerissen, der Brunnen verschüttet. Sie wühlten nach Schätzen und fanden Menschenknochen, die sie verschleuderten. Die Natur selbst scheint hier oben zu trauern über den Abgang der großen Familie, die hier ihren Wohnsitz hatte. Menschenleer ist die Gegend, verlassen sieht sich der Wanderer, und nur das Geläute der Heerden oder einer nahen Kirchenglocke dringt hin und wieder zu seinem Ohr.

Am südlichen Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen. In der alten Kirche desselben, die schon stand, als die Staufen Könige der Deutschen waren, ist eine kleine niedrige Thür gegen den Berg zu: über derselben, befindet sich ein uraltes Wandgemälde, welches den Kaiser Friedrich Barbarossa in eiserner Rüstung vorstellt, unter dem Bilde sind einige deutsche Reime, welche sagen, daß Friedrich oft durch diese Thür in die Kirche gegangen sei. Tiefer unter dem Dorfe auf der Ebene ist ein dichter großer Wald, in welchem ein Paar alte ganz mit Moos überzogene Eichen stehen; von ihnen geht die Sage unter den Landleuten, daß sie aus den glanzvollen Zeiten des Hohenstaufischen Geschlechts die einzigen noch leben-

---

*) Martin Crusius, geboren im Bambergischen 1516, war Professor der Moral und der griechischen Sprache zu Tübingen, wo er 1607 starb. Er hatte eine Menge schätzbarer Werke über Gegenstände der Geschichte und der klassischen Literatur hinterlassen. Unter den Ersteren sind seine schwäbischen Annalen von großer Bedeutung; er beschreibt darin die Alterthümer und die Geschichte der Schwaben bis zum Jahre 1594. Ein Theil dieses großen Werkes enthält eine topographische Beschreibnng von Schwaben.

den Ueberreste seien. Wenn diese Sage auch nicht wahr ist, so thut es doch dem Gefühl wohl, sich in die Zeiten zu versetzen, da diese Bäume jung waren, sich jene längst entschwundenen Menschengestalten zu denken, wie sie in diesem Forste dem Eber auflauerten und den schnellen Hirsch mit ihren Speeren fällten; es thut dem Gefühl wohl, nach einem so oft wiederholten Wechsel von Generationen, Zeiten und Reichen eine Creatur, einen Eichbaum, anzuschauen, der alle diese Wechsel überlebt hat, der dem stolzen Menschen die Kürze der ihm zugemessenen Zeit vorrückt, und ihm zu sagen scheint: „Dein Leben währet 70 Jahr, und wanns hoch kommt, 80 Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; — ich hingegen trotze der Zeit, und meine Blätter grünen für und für.“

S. Erhardt.

63. Tamerlan und Ibrahim.

Tamerlan oder Timur-Lenk*), der berühmte Eroberer von Asien und zugleich der Schrecken desselben, geboren in der großen Tartarei, war ein Unterthan Hussain's, welcher damals die Provinz Turkhestan besaß. Er schwang sich durch Empörung auf den Thron dieses Fürsten, stellte sich an die Spitze der Tartaren, eroberte Parthien, Assyrien, Persien und einen großen Theil von Indien. Jede neue Eroberung machte seine Länder-Begierde nur noch brennender. Er hatte sich unter andern auch Schirwan's, einer Provinz des persischen Reiches, mit einem zahlreichen Heere genähert, um diese Provinz zu unterjochen.

---

*) Er lebte um das Jahr 1360 und heißt eigentlich Timur; den Beinamen Lenk, d. h. lahm, bekam er, als er durch eine bei der Belagerung einer Stadt erhaltenen Wunde lahm wurde.

Bisher hatte dieselbe das Glück eines langen Friedens genossen, und die Einwohner ehrten und liebten ihren Fürsten, Namens Ibrahim, wie er es verdiente. Selten findet man unter den morgenländischen Fürsten seines Gleichen. Das Wohl seiner Unterthanen lag ihm mehr am Herzen, als seine Vergnügungen; er suchte sein Volk durch weise Gesetze zu beglücken, wachte mit väterlicher Sorgfalt über die Aufrechthaltung dieser Gesetze, theilte mit strenger Unpartheilichkeit Belohnungen und Strafen aus, und hatte durch seine rastlosen Bemühungen seine Unterthanen auf den Gipfel des Wohlstandes erhoben.

Sobald die Nachricht von Tamerlan's Annäherung in Schirwan erscholl, versammelte der edle Ibrahim, weniger für sich selbst als für seine Unterthanen besorgt, sogleich alle seine Minister, um sich mit ihnen über die Maßregeln zu berathen, welche bei dem ihnen drohenden gewaltigen Sturm zu ergreifen wären. Der Oberfeldherr Ibrahim's, mit Namen Osman, ein tapferer Soldat, erklärte sich sogleich für den Krieg und meinte, er wäre kräftig genug, den Stolz des kühnen Eroberers zu beugen, und ihn durch die Stärke seines Armes zu demüthigen. Mit feurigem Ungestüme versprach er, den letzten Blutstropfen für seinen Fürsten zu vergießen, und eher zu sterben, als zuzugeben, daß sich Ibrahim unter das Sklavenjoch Tamerlan's beugen sollte.

Als Osman geendet hatte, nahm Usbeck, der Schatzmeister Ibrahim's, das Wort und versicherte, daß er nicht weniger als Osman bereit wäre, Blut und Leben für seinen Fürsten zu opfern, sobald dieser glaube, durch die Gewalt der Waffen sich und sein Volk am sichersten retten zu können. „Doch", fuhr er fort, „wird wohl ein Volk, so gering an Zahl und durch einen langen Frieden der Waffen entwöhnt, sich mit einem mächtigen, sieggewohnten Heere messen dürfen? Ich sehe daher keine wahrscheinliche Rettung, als in der Flucht. Meine Meinung ist also: Deine Schätze und deine Person so

schnell als möglich in eine andere Gegend zu flüchten, wohin wir Dich als treue Unterthanen ohne Weigern begleiten werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Tamerlan sich in einem leeren Lande lange aufhalten wird. Sein Ehrgeiz treibt ihn gewiß zu entfernten Eroberungen; und ist der Sturm vorüber — so kehren wir dann in unser Vaterland zurück, um mit desto größerem Vergnügen der Ruhe zu genießen."

So waren die Meinungen der Großen getheilt. Die Wenigsten stimmten für den Krieg, die Meisten für den Frieden oder für die Flucht. Ibrahim hörte Alles, was man ihm rieth, mit Ruhe an, dankte für die guten Gesinnungen, welche man für seine Person zeigte, und setzte endlich hinzu: „Es ist wahr, Flucht würde meine Person am besten sichern; aber meine Unterthanen würden unstreitig am meisten dabei leiden. Schrecklich würde die Rache des Eroberers mein armes Land treffen, wenn ich selbst es aller Mittel der Vertheidigung beraubte. Ich danke daher dem Himmel, daß mir noch ein besseres Mittel zu Gebote steht, Euch Alle zu retten. Bald sollt Ihr mehr hören; bittet unterdessen den Himmel, daß er mein Vorhaben gelingen lassen wolle!

Nachdem die Versammlung mit großer Spannung auseinander gegangen war, und keines der Mitglieder dieses hohen Rathes errathen konnte, was für ein Rettungsmittel der Fürst ausgedacht hatte, ließ unterdessen Ibrahim reiche Geschenke zubereiten, wie sie bei morgenländischen Fürsten gewöhnlich gegeben und angenommen zu werden pflegen. Tamerlan hatte überhaupt den Befehl ergehen lassen, daß von jeder Art der ihm darzubringenden Geschenke es immer neun Stücke sein sollten. Ibrahim ließ daher neun schöne Pferde, mit Gold und Perlen reich geschmückt, ebenso viel Leoparden mit goldenen Halsbändern, neun seidene Zelte, eben so viel indische Teppiche und mehrere ähnliche Geschenke fertig machen. Zu diesen fügte er

noch acht Sklaven hinzu und begab sich, in Begleitung dieser und einiger anderer Diener, gerade zu Tamerlans Hauptquartier.

Der siegreiche Eroberer warf einen stolzen Blick auf die Geschenke, und fragte sogleich bei Erblickung der acht Sklaven, wo der neunte wäre. „Hier zu deinen Füßen!“ antwortete Ibrahim, indem er sich vor Tamerlan niederwarf; „Du sollst keinen gehorsamern Sklaven haben, als mich, und ich werde mich selbst in Ketten glücklich schätzen, wenn mein Volk frei bleibt. Ja, mächtigster Fürst! schenke meinem Volke die Freiheit und laß mich dein Sklave sein! Nie sollst Du einen Dir ergebneren Diener besitzen, wenn Du meine Bitte erhören willst.“ — Die Tugend behauptet überall und unter jedem Volke ihre hohen Rechte; sie hat ihre eigene siegende Kraft, welcher nur ein völliger Barbar zu widerstehen vermag. Tamerlan wurde durch Ibrahims Benehmen so erschüttert und zugleich so gerührt, daß er den Knieenden mit Huld aufhob. „Du sollst“, sprach er zu Ibrahim, „hinfort mein Freund, nicht aber mein Sklave sein; eine solche Tugend verdient ein besseres Loos, als Sklavenketten. Triebe mich mein Muth nicht zu weiteren Unternehmungen: ich würde mich in einem kleinen Reiche, wie das Deinige ist, nach Dir bilden und Dir ähnlich zu werden trachten. Du bist indeß frei, kehre zu Deinem Volke zurück und mache es ferner glücklich, wie Du es bisher thatest!“

Mit stiller Bewunderung entließ Tamerlan den neuen Freund, und mit lautem Jubel empfing seinen ihm wieder gegebenen Fürsten das beglückte Volk.

Aus den Beispielen des Guten.

64. Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer aus dem Sundgau ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: Jud! Jud! Judenmauschel!" Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf' ich wieder, schimpfen sie ärger, werf' ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weißgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauschel!" einen Rappen. Als er wieder kam, stunden alle Kinder auf der Gaße: „Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!" Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere, und fingen fast an den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte; aber es kommt mir zu oft, und euer sind zuviel." Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel." Der Hebräer sagte: „Ich muß mir's gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht." Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr, und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Hebel.

65. Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Men-

schen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das sein?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hof speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten.“ — Dießmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Hebel.

66. An meine verewigte Mutter.

den 30. März 1826.

Es hat auf Erde heut vor dreißig Jahren
Der Frauen schönste, herrlichste verloren;
Die liebevolle, welche mich geboren;
Beschieden dreißig Jahre nur ihr waren.

Im Zeitlichen das Ewige erkoren,
Ist ihre Seele früh zu ihm gefahren;
Sie wurde sehnend von den sel'gen Schaaren
Empfangen an des Himmels heil'gen Thoren.

Zurücke in die Heimath nur gekehret
Ist sie, hat selbe immer hier entbehret;
Dort lebt sie, wie auf Erden schon verkläret.

O Mutter! zu dem Höchsten dorten bitte,
Daß solcher leite deines Sohnes Schritte,
Auch er gelange in der Sel'gen Mitte.

König Ludwig.

67. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;

Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da zieh'n die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laß meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert und sing mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Uhland.

68. Der ewige Jude.

Leidend für der Menschheit Schulden,
Blutend, müde, hart geschlagen,
Ging den Weg des Opfertodes
Jesus Christus ohne Klagen,
Unter Spott und bittrem Hohne,
Mit dem Kreuz, der Dornenkrone.

Auf der Schwelle stand ein Jude,
Kalt und finster, haßdurchdrungen,
Ahasverus war sein Name,
Nephtali sein Stamm entsprungen;
Kommen sah voll Hohn der Stolze
Jesum mit dem Kreuzesholze.

Von dem Schmerz, der Qual zerrissen,
Die auf ihn die Sünder luden,
Sank der Heiland schmachtend nieder,
Auf der Schwelle jenes Juden,
Einen Augenblick zu rasten
Von der schwersten aller Lasten.

Weiche, Nazarenerkönig!
Rief der Jude auf der Schwelle,
Gottverdammter Sabbathschänder!
Weiche von der reinen Stelle!
Einem Sünder Ruhe geben
Werd ich nie in meinem Leben.

Seufzend hörte Jesus Christus
Diese höhnisch harten Worte;
Schritt geduldig langsam weiter
Mit dem Kreuz zum Todesorte;
Einen Blick nur warf voll Leiden
Auf den Juden er beim Scheiden.

Schaudernd fuhr zurück der Harte
Bei des Blickes mildem Scheine;
Sein Gebein und Blut erstarrte
Wie zu hartem, kalten Steine,
Und sein Geist fing an zu rasen,
Wie die Gluth vom Sturm geblasen.

Und es ließ ihn nimmer ruhen,
Wie vor Dolchen, wie vor Schlangen,
Floh er vor den eignen Worten,
Die so schrecklich ihm erklangen:
Einem Sünder Ruhe geben
Will ich nie in meinem Leben.

Dunkel stieg ihm auf die Ahnung,
Die zerstörend ihn durchbrannte:
Weh! es war der eigne Friede,
Der dein eigen Wort verbannte;
Geh! versöhne dich auf's Neue,
Thue Buße und bereue.

Doch von Racheburst entzündet
Rief der Stolze, Grimmbethörte:
Nimmer läßt die Angst mich rasten,
Die mir jede Lust zerstörte,
Bis mein Arm das Kreuz gebrochen,
Mich der Christen Blut gerochen.

Hastig rannte er von dannen,
Ohne Ruhe in die Weite,
Christi Feinde rings zu suchen
Und sie mahnend auf zum Streite,
Zu vernichten mit dem Schwerte
Christi Reich auf dieser Erde.

Und in Oel und Feuerflammen,
Unter Löwen, Tigern, Schlangen,
Unter Speeren, unter Pfeilen,
Auf der Folter, in den Zangen,
Sah er tausend Christen sterben,
Hoffte alle zu verderben.

Doch er sah sie still und heiter
In den Qualen, in den Leiden,
Jesum Christum herrlich preisend,
Friedevoll in Gott verscheiden:
Selber stand er neidzerrissen,
Eine Hölle sein Gewissen.

Hohn erschien ihm ihre Ruhe,
Und sein Zorn entbrannte grimmer;
Doch im Blute, in der Rache,
Fand er, ach! die Ruhe nimmer,
Fliehend stets das Schreckgebilde,
Jenen Blick der ew'gen Milde.

Nie erquickte stiller Schlummer
Seine müden Augenlieder;
Nie des Lagers süße Ruhe
Seine kalten, starren Glieder;
Nirgends ließ die Angst ihn weilen,
Weiter, weiter mußt er eilen.

Unberührt von Zeit und Alter
Gleich dem harten Felsgesteine,
Blieb in jedem Lebenswechsel
Unverändert nur der Eine,
Ahasverus stets der Alte,
Haßerfüllte, Stolze, Kalte.

Jahre kamen, Jahre schwanden,
Reiche stiegen, Reiche sanken,
Alles ging zur Grabesruhe,
Ihn nur sah man einzig wanken,
Ewig durch die Länder ziehen,
Vor dem eignen Fluche fliehen.

Als er aber grimmermüdet
Sah vergebens all sein Streben,
Sah aus Blut und Märterthränen
Herrlich blühend sich erheben
Seines Hasses göttlich Zeichen,
Ließ Verzweiflung ihn erbleichen.

Und des Daseins Last verwünschend,
Rief er: Fluch dem Jammerleben!
Fluch dem Himmel! Fluch dem Schöpfer!
Der die Schlange mir gegeben,
Die ich in dem Busen trage,
Daß sie mir das Herz zernage.

Nimm, Verfluchter! deine Gabe;
Länger mag ich's nicht ertragen,
Ewig mich im Staub zu krümmen,
Ewig nach dem Schein zu jagen,
In den Tod will ich mich stürzen,
Diese Qualen zu verkürzen.

Hastig rannte er von dannen,
Grabesruhe zu erlangen,
Doch es floh der Tod den Starren,
Harten, Finstern, Ewigbangen,
Wollte den nicht mild umarmen,
Der verstoßen jed' Erbarmen.

Vor dem Kalten starb die Flamme,
Wollt er drinnen sich verzehren;
Seiner Stirne wich der Felsen,
Wollt er gegen ihn sich kehren;
Selbst der Tiger floh im Grimme
Schreckerfüllt vor seiner Stimme.

Kraftlos trafen ihn die Blitze;
Schwert und Dolch und Speer zerstückte;
Bebend fuhr zurück die Schlange,
Wenn er fest an's Herz sie drückte;
Von der Fluth hinabgezogen
Spieen ihn an's Land die Wogen.

All sein Rasen war vergeblich,
Ewig währte seine Reise:
Da versagte er dem Leben
Finster brütend Trank und Speise;
Meinte so sich zu verderben,
Doch ihn ließ der Blick nicht sterben.

Niemal hat ein müder Wandrer
Nach der Quelle so geschmachtet;
Nie ein lebensfroher Kranker
Nach dem Leben so getrachtet:
Wie verzweiflungsvoll, mit Fluchen,
Bang er lief den Tod zu suchen.

Immer, immer lief er rastlos,
Ohne Ruhe, ohne Schlummer,
Immer, immer fortgetrieben
Von dem innren Herzenskummer;
Und die Zeiten sah er schwinden,
Ruhe konnt er niemal finden.

Unberührt von Zeit und Alter,
Gleich dem harten Felsgesteine,
Blieb in jedem Lebenswechsel
Unverändert nur der Eine,
Ahasverus stets der Alte,
Haßerfüllte, Stolze, Kalte.

Als er jedes Reich durchwandert
Auf dem weiten Erdenkreise,
Fand er spät sich eines Abends,
Nach der ewig langen Reise,
Wieder an dem heil'gen Orte
Seiner fluchbeladnen Worte.

Als er Golgatha erblickte,
Blieb er bei dem Kreuze stehen;
Doch erfaßt vom finstren Geiste
Wollt er zornig weiter gehen;
Eine Stimme voll Erbarmen
Rief vom Kreuze da dem Armen:

Kommt zu mir, ihr Müden alle!
Die ihr tragt nach Ruh' Verlangen,
Die ihr durstet, die ihr schmachtet,
Die ihr seid vom Feind gefangen,
An dem Kreuz mit offnen Armen
Harr' ich Eurer voll Erbarmen.

Bringet Reue, bringet Buße,
Und erweicht die harten Herzen,
Eure Angst und euren Kummer,
Eure Qualen, eure Schmerzen,
Senket sie in meine Wunden,
Ruhe habt ihr dann gefunden.

Von der Stimme tief ergriffen,
Rief er: laß mich reuig büßen,
Herr! o Herr! verzeihe gnädig;
Laß mich ruhen dir zu Füßen;
Alles, Alles will ich dulden,
Um zu tilgen meine Schulden.

Was die Hölle hegt an Qualen
Hat mein sündig Herz erlitten,
Da ich grausam dich verstoßen
Und im Grimm mit dir gestritten;
Da ich stolz der Liebe fluchte
Und den Tod verzweifelnd suchte.

Weil ich höhnisch dich verspottet,
Von der Schwelle dich gewiesen,
Weil ich rastlos dich verfolgend
Ließ der Christen Blut vergießen,
Und durchwandert rings die Erde,
Daß dein Kreuz vernichtet werde.

Darum will ich büßend wandern
Auf dem weiten Erdenrunde,
Daß ich gebe deines Leidens
Deiner Liebe Allen Kunde:
Nur am jüngsten Tag verleihe,
Herr! mir Gnade und verzeihe.

Also flehte Ahasverus,
Kniete bei dem Kreuze nieder,
Und zum erstenmal erquickte
Ruhe seine müden Glieder;
Nahen fühlte er den Frieden,
Der so lang von ihm geschieden.

Büßend schritt er dann von dannen
Auf die lange Pilgerreise,
Rastlos wandernd durch die Länder
Auf dem weiten Erdenkreise:

Doch nicht mehr der grimme Alte,
Angsterfüllte, Harte, Kalte.

Seine Schmerzen sind gemildert,
Ohne Angst und ohne Kummer,
Ruht am Weg bei einem Kreuze
Abends er im süßen Schlummer,
Zieht, die Buße dann vollbringend,
Weiter, Kreuzeslieder singend.

Manchen ist er so erschienen
Als ein ernstes drohend Zeichen,
Wenn sie höhnend und verlachend
Von dem Kreuze wollten weichen,
Suchet Gott, spricht er, hienieden,
In der Liebe wohnt der Frieden.

G. Görres.

69. Die Vertheidigung von Szigeth durch Niklaus Zriny.

Auf diese ewig große That *) folgte nach geringem Zwischenraume eine nicht minder glänzende, die, so klein auch der Punkt war, um den sie sich drehte, doch vielleicht von größerm Gewichte war, als alle übrigen Ereignisse während dieser Epoche. Denn an ihr brach die Kraft des siegergrauten Soliman's, und Deutschland und Ungarn haben vielleicht es bis auf diese Stunde dem Niklaus Zriny und einem kleinen Haufen Ungarn zu verdanken, daß es, wenn auch gerade nicht in

*) Die Vertheidigung der Insel Malta durch den Großmeister Johann de la Valette gegen Soliman.

bleibende Knechtschaft der Barbaren aus Asien gerieth, doch von Verwüstungen des gräßlichsten aller Kriege verschont blieb.

Noch im Jahre 1565 hatte der Großherr Truppen in's Bosnische geschickt. Der Magnat Erdödi von Ungarn war mit 45,000 Mann denselben entgegen gezogen und hatte der dreißigmal stärkern Heeresmacht eine Niederlage beigebracht. Große Dienste leistete auch Lazarus Schwendi, Befehlshaber von deutschen Völkern. Darauf folgten Unterhandlungen. Die Siebenbürgen und Osmanen kehrten in ihre Grenzlager zurück. Schon träumte man von langem Frieden. Da trieb den Großherrn, der das Schwinden seiner Körperkräfte fühlte, sein böser Stern die Reihe seiner Thaten noch durch die Eroberung des Ueberrestes von Ungarn und, wie man Ursache zu glauben hat, von Oesterreich, ja vielleicht von Deutschland selbst zu beschließen. Als Ursache, weßhalb er den Frieden brach, schützte er die zweijährige Nichtbezahlung des bedungenen Tributes und die Zurückbehaltung von Tokay, wiewohl lügnerisch, vor. Aber das Schicksal führte ihm einen Helden entgegen, der seine hochfahrenden Plane mit schwachen Mitteln, bloß durch die Kraft des Geistes und des Glaubens zu Schanden machen und die Welt an ihrem Tyrannen rächen sollte. Niklaus Zriny, aus einem alten ungarischen Grafengeschlecht, im kroatischen und bosnischen Kriege längst ruhmvoll bekannt, in diesen Tagen vom Kaiser Maximilian II. zum Befehlshaber der kleinen, aber wichtigen Veste Szigeth ernannt, erhielt durch seine Kundschafter am 15. Juni 1566 die sichere Nachricht von der Annäherung eines großen türkischen Heeres bei Savain, dem der Sultan bereits auf dem Fuße folge. Das nächste Ziel seiner Anstrengungen werde, wie man Ursache habe zu glauben, Szigeth oder Egar sein. Schon habe er zu dem Ende eine Brücke über die Donau geschlagen. Es währte nicht lange, so traf ein anderer Bote aus Fünfkirchen ein, welcher Briefe eines

dritten Geschäftsträgers überbrachte, worin obige Nachricht bestätigt, übrigens aber im Zweifel gelassen ward, wohin der Sultan sich vorerst wenden würde. Neuere Berichte aus Essek meldeten ihm die Ankunft des Beglerbegs an der Drau, welcher gleichsam als Befehlshaber des Vortrabs eine Schiffbrücke über den Fluß zu schlagen den Auftrag hätte. Ihm sei der Karam Beg von Bosnien zur Heerführung beigegeben. Die letztern Briefe setzten den Grafen außer allen Zweifel, daß der Vortrab der Osmanen bereits bei Schicklos angelangt sei und Nachtlager daselbst geschlagen habe.

Der wachsame Zriny ging bei diesen Umständen mit sich zu Rathe, was am füglichsten vorzukehren, ehe der ganze Strom der türkischen Hauptmacht in der Nähe von Szigeth sich herangewälzt haben würde. Er war fest entschlossen, den Ungläubigen ein unverzagtes Herz zu zeigen und gleich jetzt schon, um das Selbstvertrauen seines kleinen Heeres zu erhöhen, den Türken eine Schaar entgegen zu senden. Wirklich zogen Kaspar Alapi, Nikolaus Kobatsch, Peter Batschatitza und Wolf Paprutowitsch mit 1000 Mann zu Fuß und 500 Reitern bis ohnweit Schicklos, um entweder die Türken anzugreifen, oder, falls sie ein Treffen weigerten, Schicklos zu belagern und zu verbrennen. Als sie in die Nähe dieser Stadt gekommen, mußten 200 zu Fuß und 100 Berittene voraus, um den Uebrigen Kundschaft zu geben, wenn die Türken von ihren Pferden ab und auf die Ebene gestiegen sein sollten. Sie fanden die Gelegenheit zum Angriff sehr geeignet, und er ward daher wirklich unternommen und zum größten Erstaunen der Türken unerschrocken fortgesetzt. Vergebens boten sie den tapfersten Widerstand; die Schwerter der Ungarn machten sich mit unwiderstehlicher Gewalt eine Gasse in die Reihen der Feinde. Ein großes Blutbad ward angerichtet; eine Menge erstickte in Pfützen und versank an den vielen sumpfigen Stel-

len dieser Gegend. Die Ueberraschung hatte den Meisten die nöthige Besinnung geraubt. Ja, Mehemed Beg, der Sandschak selbst, ertrank auf der Flucht in einem Weiher, indeß sein Sohn mit drei andern Edeln zu Gefangenen gemacht wurden. Als die in Szigeth den ruhmvollen Erfolg dieser ersten Waffenthat vernahmen, getrauten sie sich von nun an in ihrem Herzen, die ganze Uebermacht des Großherrn zu bestehen.

Die Erbitterung Soliman's über diese Schlappe, die sein Knecht erhalten, bestimmte unwiderruflich den Entschluß, Szigeth zu bestürmen. Mustapha Pascha von Bosnien, Sokolowitsch, der Großwesir, und Karam Beg bahnten ihm mit 65,000 Mann den Weg. Dreimal hatte Hampsam Beg eine Brücke über die Drau zu schlagen versucht, dreimal riß die Gewalt des Stromes sie hinweg. Da schickte der Aga einen Boten an den Großherrn, der ihm die Unmöglichkeit begreiflich machen sollte, über das Element hier Meister zu werden. Aber Soliman riß, von schwellendem Grimm übermannt, ein Stück von seinem Mantel und schrieb eigenhändig mit Gold darauf: „So spricht der Kaiser Soliman: wenn du träger Sklave die Brücken bis zu seiner Ankunft nicht geschlagen, so wird man dich mit diesem Mantel erdrosseln und dein Haupt auf den einen Endpfahl der Brücke pflanzen!“ Jetzt flog Hampsam Beg zur Drau zurück, ließ alle hiezu nöthigen Schiffe herbeischleppen, die Zinsbauern und alle Einwohner rings in der Gegend ohne Unterschied des Standes mit Peitschen zur Arbeit treiben, und zwischen dem 1. und 5. August stand die Brücke, über eine Meile lang. Das Heer zog darüber.

Am 20. des Heumonats brachen der Pascha von Bosnien und Karam Beg von Schiclos auf nach Fünfkirchen, darauf dem Pascha von Ofen zu Hülfe, nach Belgrad, begleitet von Hampsam und seinen Spahis. Am nämlichen Tage rückte der

Pascha von Natolien, darauf der Großherr selbst bis auf die Ebene von Mohacz. Am 1. des August begann der Marsch gen Szigeth. Bei St. Lorenz, nicht weit von der Veste, wurde Lager geschlagen, nachdem zuvor der Pascha von Ofen mehrere Saumseligkeiten mit seinem Kopfe hatte bezahlen müssen.

Als Zriny die Entscheidung sich nähern sah, hielt er über die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte Heerschau und wies jedem seinen Posten an. Die Woywoden, Hauptleute, Edlen und die wehrlosen Einwohner der Stadt schickte er in's innere Schloß, ließ die Stadtthore verschließen und trat darauf auf dem Markte der Stadt mitten unter die Krieger mit folgender Anrede:

„Ihr Brüder alle, die ihr zur Fahne kaiserlicher Majestät geschworen, tapfere Männer, streitbare Degen! jeder von euch wird klar ersehen, wie bereits der Türkenkaiser uns auf dem Nacken sitzt. Die dringendste Noth fordert uns auf, ohne Zaudern uns zu rüsten und unerschrockenen Herzens unsern und des ganzen christlichen Erdkreises und Namens geschwornen Feind zu bestehen, welcher voll unerträglichen Hochmuths und frecher Anmaßungen eine ungeheure Menschenmenge aufgeboten und das Schwert gegen uns gezogen hat. Wir aber setzen unsere Hoffnung und Hülfe auf Gott, der leichtlich uns vertheidigen, sie aber noch leichter verwirren und verderben kann. Laßt uns also unerschrocken seiner Ankunft harren und vor der Menge seiner Heerschaaren nicht erzittern; denn gewiß, Gott der Allmächtige, so wir mit aufrichtigen Gebeten ihn anflehen, wird uns Beistand verleihen und ein milder und freundlicher Retter sein. Vor allem thut uns Einheit und Treue noth; jeder Zwist muß ausgeglichen, jeder Groll und Haß von der Wurzel aus vertilgt werden. Ein Geist männlicher Biederkeit muß

uns alle jetzt beseelen, und in Treue und in Freundlichkeit müssen wir fest zusammensteh'n, so lange die göttliche Fürsehung auf diesem Posten uns zu erhalten für gut findet. Daher, meine Brüder, halt' ich's nicht für überflüssig, sondern durch die Lage der Dinge und den Ernst der nahenden Entscheidung geboten, zuvörderst Gott, sodann der Landesregierung und dem Lande der Ungarn selbst, das so vielen Fährlichkeiten und Drangsalen entgegen sieht, einen Eid zu schwören für unbedingte Standhaftigkeit und Aufopferung. So schwöre ich denn zuerst, und ihr alle schwört mir's nach, damit nicht das geringste Mißtrauen zwischen uns wechselseitig aufkomme.

Ich Niklaus, Graf von Zriny, gelobe und schwöre zuvörderst Gott dem Allmächtigen, sodann kaiserlicher Majestät, als unserm höchsten Herrn und Regenten, hierauf dem bedrängten Ungarlande und endlich euch, ihr tapfern und biedern, allhier versammelten Kriegsleute, so wahr mir helfe Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist, daß ich zu keiner Zeit euch verlassen, sondern mit euch leben und sterben und alle guten und schlimmen Zufälle des Schicksals brüderlich mit euch theilen will!

Die Sache verlangt auch von euch den gleichen Eid. Darum schwört und ruft mit Emporhebung zweier Finger Gott zum Zeugen an. Wer dessen sich weigert, der sei von meiner Seite der fürchterlichsten Ahndung gewärtig, weil er nicht mit uns bis zum letzten Odemzuge stehen will und nicht als Mann von Ehre, sondern als Verräther an der heiligsten Sache das Leben nimmermehr verdient. Der Eid aber sei folgender: Wir Bürger, Reiter und Krieger zu Fuß und sämmtliche Soldaten kaiserlicher Majestät geloben zuvörderst dem allerhöchsten Gott, sodann unserm christlichen Monarchen und dieser Provinz, worin wir stehen, endlich unserm Heerführer Niklaus, Grafen zu

Zriny, geloben und bekräftigen es mit einem heiligen Eid, daß wir in allem Folge leisten wollen, wie es getreuen und gebildeten Kriegsleuten ziemt; geloben, daß wir mit ihm siegen oder den Tod männlich und standhaft erleiden wollen. — Und vernehmt meinen letzten Willen, wenn mich während dieser Zeit der Tod hinwegraffen sollte. Diesen meinen tröstlichen guten Freund, Herrn Kaspar Alapi, ernenne ich zum Nachfolger und setze ihn über euch als obersten Feldhauptmann. Ihm habt ihr, wie weiland mir, die höchste Ehre und Treue, unverbrüchlichen Gehorsam allen seinen Kriegsbefehlen, wie weiland mir, zu leisten. Und noch diese Vorschriften, für deren Erfüllung eure Häupter bürgen: Der Reiter oder Fußknecht, welcher seinem Hauptmann oder Obersten Gehorsam weigert, oder gar gegen ihn das Schwert zu zücken wagt, fällt durch das Beil. Wer einem Türken einen Brief abnimmt oder lies't, stirbt; wer einen solchen durch Pfeile hereingeschossen findet, übergibt ihn bei schwerer Strafe seinem Vorgesetzten. Wer seinen angewiesenen Posten verläßt, sei er aus edlem, sei er aus gemeinem Stamme, stirbt. Wenn zwei oder drei heimlichen Rathschlag pflegen, oder blos etwas Geheimes in die Ohren sich raunen, so sterben sie ohne weiteres Verhör durch den Strang. Wer so etwas bemerkt, aus Freund- oder Verwandtschaftsgründen aber nicht anzeigt, leidet wie sie den gleichen Tod. Wer seinem Kriegsgefährten, sei es nur einen Pfennig in Werth, entwendet, wird auf der Stelle erwürgt. Für die, welche in der Stadt Anverwandte besitzen, mögen diese, für die andern werd' ich, was Lebensmittel betrifft, mit meiner Küche sorgen." —

Zriny hatte dieß kaum gesprochen, als er zum Zeichen seines fürchterlichsten Ernstes einen Krieger, der des Verbrechens angeklagt war, seinen Hauptmann angefallen zu haben, in Stücke hieb. Eben so ließ er den gefangenen Mehemed

Rega vielfältiger Treulosigkeiten und blutiger Unthaten willen zum Richtplatz führen. Vor dem Thore des größern Schlosses aber ward ein ungeheures Kreuz, den Ungarn zur Erhebung, den Ungläubigen zum Schrecken, aufgepflanzt. Darauf befahl er, die Neustadt in Brand zu stecken und sämmtliche Habe nach der sichern Altstadt zu bringen. Alles Stroh wurde rings von den Dächern nach jener geschleppt, damit sie leichter und geschwinder auflodern möge. Und nun erwartete er mit 2300 waffenfähigen Männern die weitern Vorfälle.

Der Beglerbeg von Rumil'en und Akanski Bassa näherten sich am 31. Juli mit 90,000 Türken bis St. Lorenz, eine Meile von Szigeth; zu ihnen stießen 100,000 aus dem großen Lager. Die Ungarn ließen sich blos in leichte Gefechte mit ihnen ein, welche von Anbruch des Tages bis spät in die Nacht fortgesetzt wurden. Darauf kehrten die Osmanen, um sich zu erholen, in ihr Lager zurück. Der Kampf erneuerte sich des folgenden Tages dicht unter den Mauern Szigeths. Die Türken hatten kaum 3 Viertelmeilen von der Stadt auf den Rebhügeln sich gestellt. Sie erlitten, der ungeheuern Mehrzahl ungeachtet, von Seiten der Belagerten den empfindlichsten Schaden, und ihr dreimaliger Angriff wurde jedesmal kräftig abgeschlagen.

Am 5. des August verließen der Beglerbeg und Akanski Pascha ihre bisherige Stelle, um sie dem Sultan, wenn er angekommen sein würde, einzuräumen. Wirklich wurden auch die kaiserlichen Gezelte auf dem Weinhügel aufgerichtet, das Heer aber unter beiden genannten Heerführern lagerte sich rings um die Veste. Soliman langte Tags darauf mit der ganzen übrigen Heermacht an, schlug auf der für ihn auserwählten Stelle sein Lager auf und umzingelte die in Szigeth durch seine zahllosen Schaaren immer enger und enger. Die Be-

schießung von allen Seiten begann. Furchtbar wiederhallte rings das Allah! Allah! zum Zeichen, daß Soliman, der Weltfürst, im Lager angekommen und Zeuge der Tapferkeit der Gläubigen sei.

Das Häuflein in Szigeth rief indessen den Namen des Gekreuzigten mit Preis und Lobgesang an und verachtete den voreiligen Uebermuth des barbarischen Volkes. Es erwiederte das fürchterliche Geschütz der Bomben und Kanonen mit einem gleich mörderischen Feuer von der Neustadt aus, und machte lange Zeit jeden Versuch der Ungläubigen zu Schanden. Die Janitscharen, bis zum Wahnsinn in Streitgluth entflammt, stürmten unaufhörlich gegen die Verschanzungen; jeder Zeit kam es zu blutigem Handgemenge. In jedem fiel je ein edler Ungar, aber jedesmal nahm er sich **10** bis **12** Todesgefährten von seinen Feinden. Zriny ließ nun alle noch übrigen Gärten, Bäume und Thore der Alt- und Neustadt anzünden, die Thore einhauen und die Oeffnungen mit Erde anfüllen. Die Türken aber, ohne Ruhe zu verstatten, setzten am Donnerstage von früh Morgens bis spät in die Nacht den Sturm fort und beschossen die Wälle; die Janitscharen stiegen in die Gräben hinab und führten, um vor dem Geschütz der Christen sich zu sichern, Erdwälle in Menge auf. Der fürchterliche Ali Portuck vor allen bedrängte mehrere Tage lang die Neustadt, so daß mehr als ein kostbarer Streiter in ihrer Vertheidigung fiel.

Als Zriny dieß bemerkte und den Werth seiner wenigen, doch heldenmüthigen Krieger gegen leere Wohnungen abgewogen hatte, gab er das verabredete Zeichen, und die Pechkränze flogen in die schon zuvor mit Stroh und Brennmaterialien aller Art angefüllte Neustadt. Die Altstadt aber ward nun stärker befestigt, die Kraft der Vertheidiger auf einen kleinern Kreis gerichtet.

Gleichwohl stand die Lage der Ungarn stündlich mißlicher. Die Osmanen begannen nun auf das Schloß selbst und die Altstadt Batterien spielen zu lassen, die Janitscharen aber in der Nähe ihre Angriffe zu verdoppeln. In die Neustadt war eine ungeheure Menge Artillerie geführt und an den angemessensten Stellen aufgepflanzt worden. Von den Verschanzungen des Ali Portuck wurden aus Balken, Rudern, Kies und Erde Dämme und Brücken über die sumpfigen Zwischenstellen gebaut, so daß sie der Veste immer näher kamen. Auf Belagerungsthürmen, von Schilden mit Fellen und Wollsäcken überzogen, kämpften die Janitscharen immer gewaltiger und unwiderstehlicher den Belagerten entgegen und zwangen ihr Geschütz zum Schweigen. So wurde bis zum 7ten Herbstmonat täglich siebenmal das Schloß bestürmt, und immer hielten noch die Ungarn Stand. Leichname der Tapfersten bedeckten den Umkreis der Veste. Bestürzt zog Soliman sich zurück, und man gönnte sich wechselseitig einen Augenblick Ruhe, um die Todten einzuscharren. Schon war das äußere Schloß in der Türken Gewalt, jeder Zugang verschlossen.

Indessen ereignete sich plötzlich in der Mitte ihres Lagers eine Katastrophe, welche nicht nur das gänzliche Mißlingen des Sturmes auf Szigeth bei der bereits eingerissenen Muthlosigkeit der durch die Ausdauer der Ungarn abgemüdeten Soldaten hätte bewirken, sondern selbst die furchtbarste Anarchie und das Verderben über die Pforte herbeirufen können, wenn nicht der gewandte Großwesir Mittel gefunden, sie zu beschwören. Bereits am 4. September fühlte der alte Sultan seine Kräfte schwinden. Der bisherige Widerstand einer so geringen Feindesschaar hatte seinen Stolz auf's tiefste verwundet und seine Lebensgeister zu einer tieffressenden innern Wuth gesteigert. Bald erlagen sie, und der Tod stellte sich ein. Er sah noch einmal seine Janitscharen von den Sturmleitern stürzen und

den Graben füllen; er sah die Muthlosigkeit seines Heeres und die Bestürzung der Heerführer und verschied mit einem düstern Abschied von dem Glücke, nachdem es ihm zuvor schon im Innern seines Serails durch alle Qualen einer Günstlings- und Weiberregierung die letzten Tage seines Privatlebens verbittert hatte. Der Geist seines ermordeten Sohnes Mustapha, die Gräuel, so Roxelane, bewaffnet mit einem Zepter und Schwert, begangen, zeigten ihm die Glorie der christlichen Waffen und begleiteten ihn in den düstersten Schreckbildern zu den Schatten derer hinüber, die seine Eroberungssucht während einer langen Regierung unaufhörlich gemordet. Sokolowitsch und seine Vertrautesten hielten es für allzu gefährlich, sowohl den übrigen Anführern, (worunter manche ihnen feindliche Partei sich befand) als dem gemeinen Krieger das traurige Ereigniß anzuzeigen. Daher wurden sie eins unter sich, den Tod des Sultans noch geheim zu halten, bis Selim, sein Sohn und Nachfolger, Nachricht erhalten und geeignete Maßregeln getroffen hätte. Es wurden daher wie sonst alle Dienstverrichtungen für den kaiserlichen Hofstaat zum Scheine fortgesetzt, der Arzt aber, so den Sultan behandelt hatte, größerer Sicherheit willen umgebracht, und nun, sowohl um die Waffenehre zu behaupten, als auch um dem Argwohn der Janitscharen keine Nahrung zu geben, der Hauptsturm auf den noch übrigen Theil der Veste beschlossen.

Auf das innere Schloß zurückgedrängt, von allen übrigen Vertheidigungswerken abgeschnitten, gepeinigt von den Flammen des äußern Schlosses und dem Mangel an Mund- und Kriegsbedarf, erkannten Zriny und seine Getreuen, daß ihre Stunde gekommen. Jetzt galt es nur noch, dem Feinde sein Leben theuer zu verkaufen und der erstaunten Mit- und Nachwelt zu zeigen, wie Männer, denen Ehre und Freiheit das Höchste ist, zu sterben wissen. Es ließ sich der Graf ein leichtes Kriegs-

gewand, köstlich geschmückt, seines Standes und Ranges würdig, herbeibringen, nachdem er den schweren, aber sichern Panzer verschmäht hatte. Er steckte darauf 100 ungarische Ducaten zu sich, damit, wie er sich äußerte, der Türke, welcher seinen Leichnam plündere, nicht sagen könne, er hätte weder Geld noch Geldeswerth bei ihm gefunden. Zugleich schob er den Hauptschlüssel zum Thore, den bis dahin der Thürmer bewahrt, in die Tasche zu den obigen Goldstücken mit den Worten: „So lange ich den Arm noch zu rühren im Stande bin, soll keinem Ungläubigen es gelingen, Ducaten und Schlüssel mir zu entreißen. Wer aber nach meinem Tode sie findet, der soll der rechtmäßige Besitzer sein." Er ließ sich darauf mehrere seiner besten Säbel bringen, wählte den kostbarsten, den weiland sein Vater schon geführt, heraus und sprach: „Dieß ist der einzige von allen, die mir aus meiner Väter Erbschaft geblieben. Mit ihm hab' ich den ersten Kriegsruhm, und was ich nun besitze, mir erkämpft. Mit ihm will ich nun auch die letzten Thaten, zu denen Gott mich vermahnt, vollführen." Er schwang ihn hoch in die Lüfte, ergriff bloß einen kleinen Schild, trat vor die im Hofe stehenden, schlachtgerüsteten Waffengefährten und nahm von ihnen, und sie von ihm folgenden Abschied: „Meine Brüder, unverzagte Streitgenossen! Jetzt sehen wir, womit uns Gott heute verderben will. Durch das Feuer allein und nicht durch all' seine Macht und Menschenzahl soll es dem Feinde gelingen, uns zu überwinden. Doch müssen wir allerdings diese von einer höhern Macht über uns verhängte Strafe standhaft und willig erdulden; denn nicht nur sollen dadurch unsere eigenen Sünden, sondern auch die vieljährigen Verbrechen dieses Landes damit gesühnt werden. So gedenkt daher des theuern und heiligen Schwurs, den wir so eben wechselseitig uns gegeben: vereint zu siegen oder zu sterben. Dank sei es dem höchsten Gott, noch ward bis auf diese Stunde kein Verbrechen begangen,

keine Verrätherei schlich ein. Wir wollen's auch jetzt noch ferner so halten, und weil das Feuer uns versengt, und Hunger unserer Weiber und Kinder langsam zu martern droht, so laßt uns lieber aus den Thoren vor zu den Trümmern des äußern Schlosses dringen, dem Feinde die Stirne bieten, männlich mit ihm streiten und so nach kurzem Todeskampf und Schmerz ewigen Ruhm bei der Nachwelt uns erwerben. Der Erste werd' ich euch voran gehen; thut mir nach, was ich thun werde, und seid versichert, daß ich bis zum letzten Hauch euch nicht verlasse!"

Nach diesen Worten rief er dreimal den Namen Jesus an, übergab dem Lorenz Juranitsch die Fahne des Kaisers und Königs. Ein Mörser ward abgefeuert, das Thor schloß sich auf, und unter dem Dampf des Geschützes stürmte Zriny mit gezücktem Säbel voraus; der nächste Juranitsch mit der Fahne; darauf das übrige Häuflein. Auf der Brücke fielen sie die Janitscharen an. Drei Schüsse durchwühlten den Grafen; aber erst bei einem Säbelhieb über das Haupt sank er, noch auf dem Boden mit Dolch, Fäusten und Zähnen sich wehrend. In fanatischem Jubel schrieen die Türken ihr Allah! Allah! zum Himmel. Lange und hartnäckig leisteten die 600, so mit herausgezogen waren, Widerstand, und erschlugen eine Menge Osmanen. Endlich wich der kleine Ueberrest in das Schloß zurück. Die Türken folgten und zogen in die rauchenden Trümmer; aber plötzlich wird nach Zriny's früherer Verabredung ein Zeichen gegeben, die Pulverkammern zerknallen in die Luft, und mit ihnen 3000 Ungläubige. Jetzt erst, nachdem der Tod die Vertheidiger alle dahin gerafft und nach diesem letzten Opfer, das ihnen ihre besten Janitscharen gekostet, waren die Osmanen Meister — von Steinhaufen und Leichen. Sie wütheten gegen diese; die letzten Reste der Festung wurden ebenfalls noch zersprengt, die Weiber und Kinder, so sie fanden, in die

Knechtschaft abgeführt, und Zriny's Haupt an den neuen Sultan geschickt, nachdem es einige Tage zuvor auf einer Stange vor dem Zelte des Aga die Osmanen noch durch seinen Anblick geschreckt hatte. Die Leiche jedes Ungars ward mit zehn Ducaten bezahlt.

Dieß ist das glorreiche Ende des Niklaus Zriny und seiner Schaar, das ewig in dem Andenken der künftigen Geschlechter fortleben wird.

Münch.

70. Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinne hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Auge des Lesers hat's noch nicht von nöthen. Jetzt schaut er's deutlich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten.“ Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken; und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sa-

gen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich.“ Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Tabak, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringeln.“

Gleichwohl weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen.

Merke

erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, ist keine Luft, sondern nichts, reines, klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dieß wird erkannt: wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dieß könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will vermöge einer inwendigen Kraft unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und so zu sagen ausgespannt sein, bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt und Alles durchdringt und segnet und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thür, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, sie drückt und treibt das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es vermöge seiner eigenthümlichen Schwere der Luft wiederum dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt, du mußt droben bleiben!“ Das Quecksilber spricht: „Gelt, du bringst mich nimmer höher!“

Merke viertens die Hauptsache. Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst noch nicht recht, wo dieses herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausspannung der Luft auf einmal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um das stärker auf das Quecksilber im Kölblein also, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Quecksilbers in der Röhre gegen das Kölblein, bis sie mit dem Druck der Luft wieder im gleichen ist, welchergestalt also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, oder, wie man

sagt, das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft.

Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leser ist vorsichtig und glaubt nicht alles auf das Wort. Merke also

fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brod, es beißt nicht schlecht hinein, und schmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Krümlein von dem Brod herab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichsam wieder ein Teig daraus wird, und stopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, — von dem Augenblicke an geht das Quecksilber nimmer ob sich und nimmer unter sich, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt und hätte die beste Lust, er gebe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweitenmal geschieht.

Wenn es ihm aber mit seiner Vorsicht gelungen ist, die Oeffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken, wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fängt es auch wieder an, lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Quecksilber drückt.

Daß aber die Luft allein es sei, welche im Stand ist, mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, ist der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze

abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, das in dem Kölblein steht, gleich ist, und hat alsdann alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander und vernichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Quecksilber freies Spiel bekommt und seiner eignen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinuntersitzt bis auf den Boden, oder auf das Unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird, man weiß nicht warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zu recht, oder ein Sturmwind oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündigt es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt. Bisweilen falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch niemanden verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandtniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. —

Hebel.

71. Die Jungfrau von Orleans.

Wir hatten sechszehn Fähnlein aufgebracht
Lothringisch Volk zu deinem Heer zu stoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unser Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Thal
Das die Yonne durchströmt, herunterstiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts sah'n.
Umrungen sah'n wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu siegen noch zu flieh'n,
Da sank dem Tapfersten das Herz und alles,
Verzweiflungsvoll, will schon die Waffen strecken.
Als nun die Führer mit einander noch
Rath suchten und nicht fanden, — sieh' da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttinn, schön zugleich
Und schrecklich anzuseh'n, um ihren Nacken
In goldnen Ringen fiel das Haar, ein Glanz
Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhub und also sprach:
Was zagt ihr tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sand's im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß sie die Fahn' und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad' an stürmen wir.

Der, hochbetroffen, steht bewegungslos
Mit weit geöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt —
Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen: wendet er sich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend
Entschaart das ganze Heer sich im Gefilde, —
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken sinnlos, ohne rückzuschau'n,
Stürzt Mann und Roß sich in des Flusses Bette,
Und läßt sich würgen ohne Widerstand,
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild,
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt.

Schiller.

72. Heimkehr des Soldaten.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch;
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mai'n, dem letzten Raub der Felder.
Der Städte Thore gehen auf von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen;
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut',
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt

Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd.
Da schüttelt froh des noch erlebten Tags
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längstverlass'ne, ein, mit breiten Aesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen;
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.

Schiller.

73. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod.
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.

„Wie tief ich auch immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?" —
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret. —

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn,
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,

So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin,
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie Abend bis früh.
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!“ —
So schluchzte sie nieder in's Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Und, horch! auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel! Verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!“
Sie wähnt, es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhal verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!“
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl;
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus;
Riß auf die Läden der Zelle;
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, amen!“ —
Da wagte sie's zitternd zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirn mit silbernem Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren.

Hier leuchtet ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt,
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hieher mich gebunden.“ —

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brod,
Das konnt' er allein nicht essen. —

Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen.
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

„So, schwur mir ein Maurer, so ist es geschehn!“
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, amen!

Bürger.

74. Morgenlied.

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier,
Und will sich lustig zeigen.
Heraus heraus, du Menschensohn!

So ruft der kecke Geselle,
Es schwärmt von Frühlingswonne schon
Vor deiner Kammerschwelle.
Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren?
Wenn sie betäubt von Duft und Licht
Hart an die Scheiben schwirren?
Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behend durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.
Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.
Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben.
Heraus, heraus in das Frühlingsreich!
Es wird nicht lange mehr bleiben.

W. Müller.

75. Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
Wer singt in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?

Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt, und wann er Morgens erwacht.

Der Herzog sprach: Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth.

Da sprach der Taillefer: Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und Schwert!

Nicht lange, so ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm in's Feld;
Sie sprach: Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held!

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftchen, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: Der singt, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm, und es zittert mein Herz in der Brust.

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
Hei! rief er, ich faß und ergreife dich, Engelland:

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,

So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnt mir auf die Feinde den ersten Schlag!

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß;
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den gold'nen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und Leid;
Doch heut' im Hastingsfeld dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang!

Uhland.

76. Schwäbische Kund.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen;
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer'
Fünfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut;
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich

Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern ein kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Weg's 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: Sag' an mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
Die Streiche sind bei uns im Schwang;
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.

Uhland.

77. Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt.
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erfand.

Der alte Schmied den Bart sich streicht:
Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht;
Zu schwach ist euer Arm, ich mein';
Doch morgen soll geholfen sein.

Nein, heut'! bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuerskraft,
Der Jüngling sprichts, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in den Lüften schwingt.

Uhland.

78. Das Riesen-Spielzeug.

Burg Riedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut,
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

Ei, artig Spielding! ruft sie, das nehm' ich mit nach Haus;
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
Ei, lieber, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n.

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei.

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht;
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin;
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Muren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brod;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor;

Burg Riedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;

Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst' und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Chamisso.

79. Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine steh'n:
Soll man hinein nach Frankreich geh'n?
Man dachte hin und wieder nach;
Allein der alte Blücher sprach:
Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n ist nicht so schwer!
Wo steht der Feind? — Der Feind? — Dahier!"
Den Finger d'rauf! den schlagen wir!
Wo liegt Paris? — „Paris? — — Dahier!"
Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein.
Ich denke, der Champangnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!

Kopisch.

80. Alboin vor Ticinum.

Drei Jahre vor Ticinum liegt das gewalt'ge Heer
Des Königs der Lombarden; da kommt er selbst daher,
Und sieht die Mauerthürme noch ragen ihm zu Leid!
Da schwört er bei seinem Barte einen großen, grimmen Eid:
Wird mir vom hohen Himmel die trotz'ge Stadt gewährt,
Soll keine Seele drinnen entrinnen meinem Schwert!
Als nun im vierten Jahre das Thor sich aufgethan,
Ritt er auf weißem Rosse dem ganzen Heer voran;

Er wollt' im Grimm einreiten, und rief: wir sind am Ziel!
Hoch warf er das Gezäume, — da glitt das Roß und fiel.
Tief hin zur Erde fiel es, der König mußte steh'n;
Was er auch that, es wollte das Roß nicht fürder geh'n.
Er schlug es mit dem Speere, — da kam ein weiser Mann,
Der redete den König mit rechten Würden an:
Du hast, o Herr und König, gesprochen ein schweres Wort,
D'rum hemmt der Himmel selber dein Roß an diesem Ort!
Brich dein Gelübd' und wolle der edlen Stadt verzeih'n!
So wird dein Roß sich heben, und Gott dir Heil verleih'n!
Da schüttelt Alboinus die Locken sich zurück,
Und schaut empor zum Himmel mit blauem Adlerblick:
So mag der Wind verwehn, was ich zuerst beschloß;
Ich will verzeih'n, erhebe dich hoch, mein edles Roß!
Aufstand das Roß, und milder ritt er zum Thore hinein:
Statt Weheklag' empfing ihn Gejauchz' und Jubelschrei'n.

Kopisch.

81. Barbarossa.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,

Und wird einst wieder kommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinen,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt, als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh' hin vor's Schloß o Zwerg,
Und sieh', ob nicht die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr'.

Rückert.

82. Kaiser Heinrich.

Herzog Heinrich war's von Bayern,
Der sich in der Mitternacht,
Wo die frömmsten Brüder feiern,
Hin zur Kirchen aufgemacht.
Ernste Bilder nach ihm fassen,
Treiben ihn zum Beten an,
Durch die Regensburger Gassen
Geht er nach Sankt Heimeran.

Junges Heldenantlitz betend
Möcht' ein schöner Anblick sein!
Dieser zum Altare tretend
Kniet umnachtet und allein.
Vor den Augen gar die Hände,
Drückend jedes Bild zurück,
Fleht er um ein sel'ges Ende,
Nicht um irdisch Heil und Glück.

Als er aufstand, schien's vom Rücken
Ueber ihm, als wie ein Licht,
Staunend thät er um sich blicken,
Sieht ein heil'ges Angesicht.
Hochaltar und Kreuz verklärend
Dort ein lichter Bischof stand,
Der mit hoher Hand wie schwörend,
Zeiget nach der Kirchenwand.

Mit den Fingern, wie mit Kerzen,
Leuchtet er auf eine Schrift,
Wo der Fürst mit bangem Herzen
Auf ein römisch Sechse trifft.

Will mich Gott so bald erhören?
Herr, ich glaub's auf Eure Hand,
Hebt sie nicht so ernst zum Schwören!
Sprach der Held, und alles schwand.

Wie sechs Stunden sind vergangen,
Harrt' er fromm auf seinen Tod;
Doch es schien ihm auf die Wangen
Lebenshell das Morgenroth.
Wie der sechste Tag gekommen,
Er bereit und fertig ist;
Doch es gibt der Herr dem Frommen
Neue heit're Lebensfrist.

Darum hält er an mit Beten,
Bis der sechste Mond erscheint,
Würd'ger stets vor Gott zu treten;
Doch es war nicht so gemeint.
Aber ernste Tod'sgedanken
Wandeln mit ihm immerdar,
Und so lebt er sonder Wanken
Heilig bis in's sechste Jahr.

Und in hoher Kirche stand er
Leuchtend um das sechste Jahr,
Und auf seinem Haupte fand er
Röm'sche Königskrone gar.
König Heinrich war's der Zweite,
Herr von allem deutschen Land,
Der von dort an ward bis heute
Stets der Heilige genannt.

Zwei und zwanzig Jahre heilig
Herrscht' er ohne Fluch und Spott;
An die röm'sche Sechse treulich
Dacht' er, und an Tod und Gott.
Weil er fertig war zum Sterben,
Hielt ihn Gott des Lebens werth,
Weil den Himmel er konnt' erben,
Ward ihm auch das Reich bescheert.

G. Schwab.

83. Den bayerischen Schützenmarsch vernehmend im Jänner 1814.

Töne, die ihr mächtig mich beweget,
Lust zum Kampf mit neuer Kraft erreget,
Hoch entflammet ihr des Herzens Muth.
Heiße Sehnsucht füllet meine Seele,
Leidenschaftlich ich das Schwert erwähle,
Durch mein ganzes Wesen dringet Gluth.

Jetzt ist eine solche Zeit gegeben,
In dem Augenblicke ganz zu leben,
Ohne Rücksicht weihend sich der That,
Damit Ordnung wiederum beschieden,
Nur durch Kampf wird dauerhafter Frieden,
Das vergoss'ne Blut wird reiche Saat.

Höchstes, reinstes, seligstes Entzücken,
Zu genießen dieses Siegs Beglücken,
Zu erleben Teutschlands schönste Zeit!
Doch es ist auch jener Loos zu preisen,

Welche dafür starben, denn verheißen
Ist denselben Ruhm in Ewigkeit.

Seh' nach Frankreich Teutschlands Jugend eilen
Mit den Fürsten, ich allein muß weilen
Thatlos, von dem Heere weit zurück.
Mich, den frühe teutscher Sinn begeistert,
Den nicht die Gefahr, nicht Glanz bemeistert,
Seh' ich ausgeschlossen von dem Glück.

Siedend rollt das Blut in meinen Adern,
Und mit meinem Schicksal möcht' ich hadern,
Daß es mich vom Kampf entfernet hält.
Den Tyrannen helfen zu bezwingen,
Siegend selber nach Paris zu dringen:
Dieß Gefühl ersetzet keine Welt.

Ja! ihr mahnet mich, ihr Hörnertöne,
Hin zu zieh'n wie Teutschlands tapfre Söhne,
Hin nach Frankreich zu der Völkerschlacht,
Kämpfend bis der Menschheit Feind bezwungen,
Und der Welt den Frieden wir errungen,
Bis das große Werk durch uns vollbracht.

König Ludwig.

84. Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johanne las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: Kindlein, habt ihr nichts zu essen? —

Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth dagesessen.
Drauf betet er: Mein liebster Jesu Christ!
So fragest du? O wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast,
Und halt' an meinem armen Tische Rast.
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb.

Er wandelt heim, und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag, die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruh'n;
Frau, hebt er an, nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit' es kräftig; fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß;
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirthen hast.
Putz' uns're Kinderlein, mach' alles rein;
Der werthe Gast will wohl empfangen sein.

Da springen alle Kinderlein heran:
O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?
Die Mutter fragt: Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht,
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall,
Zum lieben Gotteshause zieh'n sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
O liebster Jesu, komm, besuche mich!

Du hast gehungert, ach, so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn.

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Heerde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet alles nett,
Trägt auf, und denkt beim zwölften Glockenschlag:
Wo doch der Gast so lange bleiben mag!

Es schlägt auf Eins; da wird's ihr endlich bang:
Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein, die Kinder steh'n
So hungrig da, und noch ist nichts zu seh'n.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast.

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
Seid nur getrost! er kommt nun bald herein.
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast,
Und segne uns, was du bescheeret hast!

Da klopft es an der Thüre. Seht! ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß:
Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brod!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt;
Vielleicht daß mir bei euch ein Bissen wird.

Da eilt der Vater: Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!

Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe dich! Du kommst noch nicht zu spät.
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

Und, Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein;
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er Einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut' unser Gast der Heiland Jesus Christ.

Knapp.

85. Die Gottesmauer.

Draus vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel!
Waffenstillstand ist gekündet:
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
Draus vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Draus vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neu'ster Zeit,

Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.
Draus vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue,
Singt das fromme Mütterlein,
Daß dem Feinde vor uns graue;
Nimm in deine Burg uns ein!
Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Enkel, fest ist mein Vertrauen;
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt.
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen;
Doch dieß Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
Mutter, uns verräth das Lied!

Aber sieh! das Heer von Morgen
Bis zu Nacht vorüberzieht.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
Schließt die Laden, liebe Kinder!
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosackenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechszig, auch wohl achtzig Mann.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst heraus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch draus.
Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!
Spricht der Enkel, und ward fromm. —
Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',

In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.
Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

Brentano.

86. Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildpret auf und Fisch,
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dieß Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennerwalde.

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Sammt Eurem guten Schilde.

Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge.

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milon's starke Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milon's Roß bestieg er dann
Und ritt ganz sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken.

Jung Roland rief: Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken,
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen.

Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang;
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt,
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unter'm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrissen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom vom Blute lief
In's tiefe Thal hinunter,
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unter'm Kleide gut,
Und ging zu einem Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinter'm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hät;
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

Milon besah den großen Rumpf:
Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese, frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern. —

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere.

Herr Haimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
Ich fand den Kopf im wilden Haag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden.

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
Das ist ein schön Reliquienstück!
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen.

Der Herzog Raims von Bayerland
Kam mit des Riesen Stange:
Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei! bay'risch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden!

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde;
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen.

Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
Der hat den Schild, deß ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!
Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern;
Doch das ist ausgebrochen.

Zuletzt thät man Herrn Milon seh'n,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierath in der Mitten:
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Gluth
Im Schilde Milon's brannte,
Da rief der König frohgemuth:
Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen.

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all' die Helle:
Roland! sag' an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?
Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet!

Uhland.

87. Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen

Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen,
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang,
Damit er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmal zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;

Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie;
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still.

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zur Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen
Hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann.

Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank.

Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gib mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!

Der Graf hat sich erhoben:
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
Du schwenktest mir den Becher,
Du fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:

Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!

Uhland.

88. Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.
Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.
Begegnet' ihm manch Ritter werth
Mit festem Schild und breitem Schwert.
Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.
„O Meister, lieber Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein,
Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!“
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunt,
Er schlug den Ambos in den Grund;
Er schlug, daß weit der Wald erklang,
Und alles Eisen in Stücke sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert, so breit und lang.
„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter werth.
Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld.“

Uhland.

89. Graf Richard ohne Furcht.

Graf Richard von der Normandie
Erschrack in seinem Leben nie.
Er schweifte Nacht wie Tag umher,
Manchem Gespenst begegnet' er,
Doch hat ihm nie 'was Grau'n gemacht
Bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er so viel bei Nacht thät reiten,
So ging die Sage bei den Leuten,
Er seh' in tiefer Nacht so licht
Als mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er schweift' im Land,
So oft er wo ein Münster fand,
Wenn's offen war, hineinzutreten,
Wo nicht, doch außerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
Ein Münster an im öden Thal;
Da ging er fern von seinen Leuten
Nachdenklich, ließ sie fürbaß reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand.
Er ging vorbei hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf'nen Stuhl die Handschuh' eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.
Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam sich auf dem Gestelle.
Der Graf sah um und rief: Geselle,
Du seist ein guter oder schlimmer,
Leg' dich auf's Ohr und rühr' dich nimmer!
Dann erst er sein Gebet beschloß,

Weiß nicht ob's klein war oder groß.
Sprach dann sich segnend: Herr, mein' Seel'
Zu deinen Handen ich empfehl.
Sein Schwert er faßt' und wollte gehen,
Da sah er das Gespenst aufstehen,
Sich drohend ihm entgegen recken,
Die Arme in die Weite strecken,
Als wollt' es mit Gewalt ihn fassen
Und nicht mehr aus der Kirche lassen.
Richard besann sich kurze Weile,
Er schlug das Haupt ihm in zwei Theile,
Ich weiß nicht, ob es wehgeschri'en,
Doch mußt's den Grafen lassen zieh'n.
Er fand sein Pferd am rechten Orte;
Schon ist er aus des Kirchhofs Pforte,
Als er der Handschuh' erst gedenkt.
Er läßt sie nicht, zurück er lenkt,
Hat sie vom Stuhle weggenommen;
Wohl mancher wär' nicht wieder kommen.

Uhland.

90. König Pipin.

Das war Pipin der Kleine,
Der stahl dem König die Kron';
Er setzt' sie auf seine Stirne,
Und setzt' sich auf den Thron.

Da sprach er: Ich hab' im Reiche
Der edlen Grafen viel;
Zu Hofe sollen sie kommen,
Zu Kampf und Ritterspiel.

Da zogen zum Königs-Schlosse
Die Grafen von fern und nah;
Es saß Pipin der Kleine
Mit Kron' und Zepter da.

Das thät die Herrn verdrießen;
Sie sprachen's voller Hohn:
Ist er nicht unser einer,
Und trägt eine güld'ne Kron'?

Das hört der König und winket;
Da öffnet sich das Thor,
Es treten aus dem Zwinger
Ein Stier, ein Leu hervor.

Und brüllend springt der Leue
Da auf den Stier zuhand;
Er greift ihn mit den Klauen,
Er reißt ihn in den Sand.

Da rief Pipin der Kleine:
Ihr Herrn, jung oder alt!
Wer wagt's, den Stier zu retten,
Da aus des Leuen Gewalt?

Da sprachen die Grafen: Herr König!
Deß mag sich keiner getrau'n;
Der Leu hat scharfe Krallen
Und hat so starke Klau'n.

Das, sprachen die Grafen, Herr König!
Gereuen würd' es uns schier:

Er hat so grimmen Rachen,
Das ungefüge Thier.

Und auf sprang da im Zorne
Pipin von seinem Thron;
Warf hin den Königsmantel,
Warf hin die goldene Kron'.

Kühn trat er in die Schranken,
Nicht achtend des Leuen Wuth;
Er führte so scharfe Klinge,
Er hegte o grimmen Muth.

Und mit dem ersten Streiche
Lag da der wilde Leu,
Er lag zerspalten am Boden,
Als wären's ihrer zwei.

Und: Bin ich euer einer?
So schaut der König um. —
Wie waren da im Kreise
Die edlen Grafen so stumm!

Da schritt zurück der König,
Nahm wieder die gold'ne Kron',
Es war Pipin der Kleine,
Er setzt' sich auf den Thron.

Sebus.

91. Das Schiff.

Mit einer reichen Fracht belastet
Ward lange schon ein Schiff, entmastet

Von des ergrimmten Sturmes Wuth,
Im Belte hin und her getrieben.
Wir alle sterben in der Fluth,
Sprach der Pilot, wenn wirs verschieben,
Den größten Theil von unserm Gut
In's Meer zu werfen. Jeder wollte
Daß man den Rath befolgen sollte.
„Fangt Ihr mit Euren Ballen an,“
Sprach zum Patron der Schiffscaplan.
„Wer? ich mit meinen schönen Tüchern?
Erst ist die Reih' an Euern Büchern“
Rief der Patron. „Und Ihr, sprach Jahn
Zu Thoms, mit Euren Zuckerfässern
Versöhnet Ihr den Ocean!“
„Nein, Eure fünfzig Tonnen Thran,
Die nur zu sehr die Last vergrößern,
Rief Thoms, die müssen über Bord.“
Dann kommt es an die Seidenwaaren
Des winselnden Hebräers dort.
„Die Pest ersticke den Corsaren,
Fiel Aaron schäumend in das Wort;
Erst müssen alle deine Frachten,
Dann diese Kiste mit Kaffee,
Gewürz und Goldstaub in die See.“
Nun ward man laut; die Zänker machten
Bald größern Lärm als der Orkan.
Umsonst warnt der Pilot; sie lachten
Ihn aus, und eh sie sich's versah'n,
Zerbarst das lecke Schiff. Die Wogen
Umthürmten brüllend es und zogen
Es plötzlich in den Ocean.
Nur der Pilot und seine Knechte,
Sie warfen während dem Gefechte

Mit leerer Hand sich in ein Boot,
Entfloh'n dem allgemeinen Tod.
An einer Insel sich're Küsten. —
Dieß Bild malt euch, ihr Egoisten.

Pfeffel.

92. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt;

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt zu meinen Füssen,
Als wär's ein Stück von mir;

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!

Uhland.

93. Schall der Nacht.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Auf's lieblichste erklingen!
Komm, komm, und lob' den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen sein,
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Macht,
Sein Loben zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben.

Echo, der wilde Wiederhall,
Will sein bei diesem Freudenschall,
Und lässet sich auch hören;
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben.

Die Sterne, so am Himmel steh'n,
Sich lassen Gott zum Lobe seh'n,
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,

Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie auch Gott thu' preisen.
Drum dein Stimmlein laß erschallen, denn vor allen
Kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben.

Nur her, mein liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die faulsten sein,
Und schlafen liegen bleiben,
Vielmehr, bis daß die Morgenröth'
Erfreuet diese Wälderöd',
In Gottes Lob vertreiben;
Laß dein Stimmlein laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben Gott im Himmel, hoch dort oben.

Wunderhorn.

94. Aerntelied.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott,
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Was heut' noch grün und frisch dasteht,
Wird morgen schon hinweggemäht:
Die edlen Narcissen,
Die Zierde der Wiesen,
Die schön' Hyazinthen,

Die türkischen Binden.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Viel hunderttausend ungezählt,
Was nur unter die Sichel fällt:
Ihr Rosen, ihr Lilien,
Euch wird er austilgen,
Auch die Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Das himmelfarbe Ehrenpreis,
Die Tulipanen gelb und weiß,
Die silbernen Glocken,
Die goldenen Flocken,
Sinkt alles zur Erden!
Was wird daraus werden?
Hüte dich, schön's Blümelein!

Ihr hübsch Lavendel, Rosmarein,
Ihr vielfarbigen Röselein,
Ihr stolzen Schwertlilien,
Ihr krausen Basilien,
Ihr zarten Violen,
Man wird euch bald holen.
Hüte dich, schön's Blümelein!

Trotz! Tod, komm her, ich fürcht' dich nicht!
Trotz! eil' daher in einem Schnitt!
Werd' ich nur verletzet,
So werd' ich versetzet
In den himmlischen Garten,

Auf den alle wir warten
Freu' dich, du schön's Blümelein!

Wunderhorn.

95. Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindliche Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben.
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen;
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen;
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen:
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,

Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort flieh'n sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen in's Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reih'n,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur, und erwärmen sie nicht.

Schiller.

96. Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben.
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen!
An der Schmehle schlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte weh'n,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
Weiße Wölklein steigen auf.
Zieh'n dahin im stillen Lauf.
Gottes Schäflein geh'n zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberzieh'n den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.

Bange harrt die Creatur.
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Hebel.

97. Lebensregung im Frühling.

Frisch aus zum lustigen Jagen,
Hinaus in das Feld, hinaus!
Wer blieb' in diesen Tagen
In träger Ruh' zu Haus?
Der Frühling hat geladen
Zum freien, fröhlichen Spiel,
Zum Ringen, zum Springen gerathen,
Zum Wettlauf nach dem Ziel.

Bald grünet die Haide wieder,
Im Walde wird es laut;
Auf, auf denn, fröhliche Brüder,
Und mit hinausgeschaut!
Wenn sich die Keime regen,
Wir wollen ein Gleiches thun!
Es mögen nur die Trägen
Noch jetzt am Ofen ruh'n.

Förster.

98. Wegeweiser.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
Sie können nachtverirrt die Heimath nicht erlangen.
Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunkeln Raum.
Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel lernen.
Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten Nichts,
Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts;
Zur Heimath deuten sie. Wohl dem, der traut den Sternen,
Den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Rückert.

99. Das Ständchen.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter, sieh! wer mag es sein,
In später Stunde noch?

Ich höre nichts, ich sehe nichts,
O schlumm're fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!

Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht;
Mich rufen Engel mit Gesang,
O Mutter, gute Nacht!

Uhland.

100. Drei Paare und Einer.

Du hast zwei Ohren und Einen Mund:
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören, und
Wenig drauf sagen.

Du hast zwei Augen und Einen Mund:
Mach' dir's zu eigen!
Gar manches sollst du sehen, und
Manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und Einen Mund:
Lern' es ermessen!
Zweie sind da zur Arbeit, und
Einer zum Essen.

Rückert.

101. Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz;
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major —: Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.
Prächtig im glühenden Morgenroth.
Was blitzt dorther vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen weh'n?
Wir seh'n des Feindes Fahnen weh'n;
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig! hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im schönen, wilden Takt!
Und braust durch Mark und Bein.
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder!
Schon fleugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer,
Laß brausen in Gottes Namen fort!
Freier schon athmet die Brust.
Der Tod ist los — schon wogt der Kampf,
Eisern im wolkigen Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.
Nah umarmen die Heere sich,
Fertig! heult's von P'loton zu P'loton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.
Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!
Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du Franz?“ — „„Grüße mein Lottchen, Freund!““
Wilder immer wüthet der Streit,
„Grüßen will ich“ — Gott! Kammeraden! seht,
Hinter uns wie die Kartätsche springt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
Schlumm're sanft! wo die Kugelsaat
Regnet, stürz' ich Verlass'ner hinein.“
Hieher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finst'rer brütet auf dem Heere die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!
Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Viktoria Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt —
Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schiller.

102. Prinz Eugen vor Belgrad.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kayser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgarad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüber rucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Wagen
Frei passiern den Donaufluß:
Bei Semmalin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn' zum Spott und zum Verdruß.

Am 21sten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragiren,
So viel als man kunnt verspüren,
An die 300,000 Mann.

Als Prinz Eugenius dieß vernommen,
Ließ er gleich zusammen kommen
Sein' General und Feldmarschall.
Er thät sie recht instrugiren,
Wie man solt die Truppen führen,
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole thät er befehlen,
Daß man solt die Zwölfe zählen,
Bei der Uhr um Mitternacht;

Da solt all's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerdte,
Ganz still ruckt man aus der Schanz;
Die Musquetier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer streiten:
Es war fürwahr ein schöner Tanz.

Ihr Konstabler auf der Schanzen!
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kl.inen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all davon.

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
Halt' euch brav, ihr deutschen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!

Prinz Ludewig der mußt aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet;
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

Wunderhorn.

103. Der Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees liegt ein kleines Eiland und auf ihm eine Kapelle, dem hl. Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer zieh'n. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder: der Geier schrack heftig zusammen, drehte sich die weit ausgespannten Fittige stärker schlagend um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe und entschwebte kaum noch sichtbar mit rascherem, aber immer gehaltenem Flüge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinzieh'n, wo es dann wohl geschehe, weil sie von ihrer Last beschwert nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten, und von solchen

wären die Bilder auf dem Jagdschloße zu seh'n. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmals versucht ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hinein gesehen, und zwei junge Geier hätten darin gesessen und Aetzung erwartend die Schnäbel weit aufgerissen, einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestossen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hülfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die unter den Bäumen lustwandelnd oder im Schatten lagernd die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesammt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend in Einklang war.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ist gewaltig, ungeheuer und kühn, nur der Mensch ist wie überall. — Mit nichten, entgegnete ein Schweizer, auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alpe wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffen Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt über der Tiefe hängend aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu, bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen als auf euern Heiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! der kennt die Furcht kaum dem Namen nach, ja er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischem Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun mit einer Last von oft sechzig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden

der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht eben auf diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht, er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirkt und ihn in den Abgrund stürzt, er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eignen Beschaffenheit angemessen ist. —

Allerdings, sagte ein eifriger Naturforscher, wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reicht nicht immer hin die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen und ebenso wie eure Gemsenjäger um geringen Gewinnes willen ihr Leben auf's Spiel setzen. Ich kam einstmals auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltner die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das erste was mir in die Augen fiel ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maße, das erst vor kurzem abgezogen schien. Auf der Haus-

flur waren einige Frauen beschäftigt Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein eilfjähriger Knabe hilfreiche Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehre umher, und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid, fuhr er fort, aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl an's Kamin.“

In kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee und der Knabe röstete einen Toast am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. „Vorige Woche, sagte er, ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rand der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt nicht sein mochte. Ihn dahin zu verfolgen war jetzt zu spät, auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch ein Tag. Ein Bär ist eine gute Beute wenn er todt ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind

geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben oder doch hinlänglich geschwächt sein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause, sie war mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruh', ich mußte ihn mitnehmen, und im Grunde ist es auch gut wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequem hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewahr, der halb vom Buschwerk versteckt den Kopf schlaff nach der Erde senkte. Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Stein über das Wasser und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg

hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig, aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen, der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestossen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals, und während wir uns in dem Wasser umherwälzten, gelang es mir mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb, setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. Ich war übel zugerichtet, das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das schlimmste. Beim Sturze von der Höhe hab' ich mir die linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie seh'n daß es kein alltäglicher Bär war."

„Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen, und hier galt es das Leben. Etwas ähnliches, in seiner Art aber noch außerordentlicheres trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimath, in der Nach-

barschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe: diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht volle zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie nun mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen, sagte der jüngere: „Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen.“ Der ältere antwortete: „Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber selbst nicht deutlich mehr, nur daß ich blutete.“ Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchenthür stehen, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt es auf den Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe, denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in der Noth? der ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: „Bete, aber rühr' dich nicht. Ich habe Muth.“ — „Ach mein Gott, sagte der kleine weinend, wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram.“ Der eine Knabe steckte also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber stellte sich mit der Axt in Positur, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist,

herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andere Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der andere nicht blitzschnell aufgerafft und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hilfe und ihren Muth Herren von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offenem Rachen todt auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hätten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehen, wie sie mit den Wölfen durch die Straße zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar hübsche, liebe, fromme Knaben."

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so

wehr- und waffenlos er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker wie in Gedanken versunken still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und erzählte folgende Geschichte.

Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinem Geschäfte zusah'n und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das schwerste so leicht verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: „Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er Vater sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn in's Wasser warf, war es ihm ein Spaß und er lachte mich an, und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine

Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer und stürzt sich in's Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kommt etwas hinten nach geschwommen, und da ich hinsehe, wer soll's sein als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsere Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrie'n, er stände unter dem Schutze Seiner großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts. So war der Junge im vierten Jahre: im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei und wird auch für zwei bezahlt."

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor kurzem in Neuorleans verloren hatte und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die

dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Meere gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Fluth mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung, einer lief gegen den andern, die einen schrie'n um das Thier zu erschrecken, andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam, Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand ist aber nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt schien es seiner Beute schon gewiß zu sein. Jeder erwartete das entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hilfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Cajüte seines Capitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feind hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach: zweimal entschlüpfte es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand, endlich hält er sich fest und wird mit dem Kind auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht sich den Angriffen des Thiers zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht

wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen, er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick, und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde. Sprachlos stand Beckner da, seine Züge verzerrten sich und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe ins Leben zurückgerufen sagte er scheinbar ruhig: „Wo ist Volney?“ dann, als besänn' er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hilfe welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnung. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: „Ich danke euch für eure gute Meinung, redet aber nicht von Belohnung. Euer Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hilfloses Kind war; es ist mir lieb es euch erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir.“ Nach diesen Worten fing er von neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht

die er je vergossen. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier unsrer Wuth spottend zwei- und dreimal das Schiff, dann wendete es sich nach der offnen See, und lange noch sah'n wir, als es die Fluth langsam durchschnitt, die purpurne Furche die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

Jacobs.

104. Seltene Gerechtigkeitsliebe.

Auf einem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm gold'ne Datteln, gold'ne Feigen und golden Brod vor. — „Esset ihr das Gold hier?“ fragte Alexander. — „Ich stelle mir vor,“ antwortete der Beherrscher, „genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du zu uns gekommen? — „Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt,“ sprach Alexander; „aber eure Sitten möchte ich kennen lernen.“ — „Nun wohl,“ erwiederte jener, „so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.“

Indem sie sich so unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: „Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein, denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen

Schatz, und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen." — Der Beklagte antwortete: „Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut sammt allem, was darin verborgen war, verkauft, also auch den Schatz."

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund, nicht?" — „Ja!" — „Und du eine Tochter?" — „Ja!" — „Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen." — Alexander schien betroffen. „Ist etwa mein Ausspruch ungerecht?" fragte der Beherrscher. — „O nein," erwiederte Alexander, „aber er befremdet mich." — „Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen sein?" fragte jener. — „Die Wahrheit zu gestehen," antwortete Alexander, „wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen haben." — „Für den König?" fragte der Beherrscher voller Verwunderung. „Scheinet auch die Sonne auf jener Erde?" — „O ja!" — „Regnet es dort?" — „Allerdings!" — „Sonderbar! Gibt es auch zahme, krautfressende Thiere dort?" — „Von mancherlei Art." — „Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen um dieser unschuldigen Thiere willen in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen; ihr verdient es nicht."

Engel.

105. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen,

Gottlob! der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Taback, wenn er nicht zu träge war, oder er hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ Den ganzen Nachmittag aß und trank er gleichfalls, bald etwas kaltes, bald etwas warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis auf den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte, und wo das Abendessen anfing. Nach dem Abendessen legte er sich in's Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Nachmittag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen so dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und schlafen wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er dreihundert fünfundsechzig Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, wie die Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er befolgte nicht, was die Aerzte befahlen, sondern sagte: „Ei was! wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich leben soll, wie ein Hund, und der Doctor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem

Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart', dich will ich bald curirt haben!" Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen sein, wenn ihr wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber für's erste, so dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's andere dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs', Mittags ein Bratwürstlein und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er euch auch die Leber erdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dieß ist mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, so hört ihr im andern Frühling den Kukuk nimmer schreien. Thut, was ihr wollt." — Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte sein Vorreiter sein können, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut', und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er

ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war ihm so wohl, daß er sagte: Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doctor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser liefe mir. Als er zum Doctor kam, nahm ihn der Doctor bei der Hand und sagte: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doctor, mir fehlt, Gottlob! nichts, und wenn ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doctor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rathe gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eier im Leibe, deßhalb müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen, das niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen, so könnt ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doctor, ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' euch wohl,“ und hat nachher dem guten Rath gefolgt und siebenundachtzig Jahre, vier Monate, zehn Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt zwanzig Dublonen zum Gruß geschickt.

Hebel.

106. Selbsterforschung am Abend.

Auch heut' hab' ich Dich oft vergessen,
Nach Deinem Heil nicht viel gefragt,
Getrunken hab' ich und gegessen
Und Dir, o Gott, nicht Dank gesagt.

Wie kommt es doch, daß meine Seele,
O einzig Gut, Dich so vergißt?
O richte nicht, bis meine Seele
Zu Dir, o Gott, befestigt ist!

Du hast die Stimme mir gegeben,
Daß ich Dich preisen soll, mein Hort,
Und andern auch das Herz erheben
Durch frommes und einfält'ges Wort.

Weh mir, wenn ich zurückezähle,
Was heut' unnützes ich gesagt!
O richte nicht, bis in der Seele,
Der Wahrheit reiner Morgen tagt!

Ach nein, Du darfst auch dann nicht richten,
Ach nein, Du mußt auch dann verzeih'n:
Gerechtigkeit wird mich vernichten
Und Gnade wird mein Leben sein.

Wie bald ist doch ein Wort gesprochen,
Das unser Mund nicht wieder fängt,
Wie leicht ein Vorsatz auch gebrochen,
An dem des Herzens Ruhe hängt!

Diepenbrock.

107. Das Horn von Buren.

Der kühne Junker von Buren steht an des Hünen Grab
Und stört aus langer Weile einen losen Stein herab.
„Was liegt da unter dem Steine?" — der Knabe regt die Hand:
Ein großes altes Hüfthorn mit rost'gem Ring er fand.

„Ob wohl das Horn noch klinget?“ — Er setzt es an den Mund:
Da bebte vom Hall die Erde zehn Meilen in die Rund'.
Und alle Bäume schlugen sich wie in einer Schlacht:
Der Knabe bläst immer weiter, der Riese bricht hervor,
Wie ein Gebirge ragend, mit Waffen angethan.
„Hör' auf zu blasen, brüllt er den Knaben gräulich an,
Gib her das Horn, sonst schlag' ich zu Staube dich kleinen Wicht.“
Der Knabe spricht: „Ei laß mich erst sehen was noch geschicht.“
Der Riese mußte lachen: der Knabe blies und blies,
Bis sich von neuen Wundern nichts weiter merken ließ.
Da sprach der Riese: „Knäblein, ich bin der Riese Schreck,
Vor mir fiel manch ein Ritter vom Rößlein in den Dreck.
Doch weil du Stand gehalten, so nimm das Horn von mir,
Und bist du einst in Nöthen, blas' nur, so helf' ich dir.“
Da lief der Junker von Buren mit dem lust'gen Horn nach Haus:
Der Riese Schreck zog immer mit ihm in jeden Strauß.
Herr Buren war längst begraben, das Horn hing an der Wand,
Da nahm in Kriegesnöthen ein Enkel es zuhand,
Und blies damit von der Zinne: da kam Herr Schreck gerannt,
Und trieb die Feinde wieder hinweg von der Buren Land.

Kopisch.

108. Corporal Spohn.

Man kennt in Coblenz und im Thal
Noch Spohn den großen Corporal.
Was that der Spohn, daß man ihn kennt?
Verdient er wohl ein Monument?
Der Spohn war ein getreuer Mann,
Getreuern niemand finden kann.
Seinem Kaiser diente treu der Spohn,
Sein Kaiser hieß Napoleon.

Der hatt' in der Dreikaiserschlacht
Sich vorgewagt mit Unbedacht.
Da ward er plötzlich angesprengt,
Von Feinden rechts und links bedrängt.
Kosaken sind's, auf schnellem Roß
Entflieht der Kaiser vor dem Troß.
Hier aber hemmt Gebüsch den Ritt,
Der Kaiser ist des Lebens quitt.
Das sah der Spohn, der war nicht faul.
„Herr Kaiser, ruft er, mir den Gaul!
Mir den berühmten eck'gen Hut!
Flieht! eure Rolle spiel' ich gut."
Zur Erde sprang Napoleon,
Auf seinem Schimmel saß der Spohn.
Den eck'gen Hut wohl auf dem Haupt,
Der Feind sich nicht betrogen glaubt.
Er sprengt heran und jauchzt dem Fang,
Und sieht zu spät, daß er mißlang.
Als sie den Corporal nur schau'n,
Da ward der Spohn zusammengehau'n.
Der Kaiser lief in schnellem Lauf,
Hat einen Corporalshut auf.
Von dieser Zeit, hört' ich einmal,
Hieß er der kleine Corporal.
Der große Corporal war Spohn,
War größer als Napoleon.

Simrock.

109. Wachtelwacht.

Hört, wie die Wachtel im Grünen schön schlagt;
Lobet Gott, lobet Gott!

Mir kommt kein Schauder, sie sagt;
Fliehet von einem in's and're grün' Feld,
Und uns den Wachsthum der Früchte vermeldt;
Rufet zu allen mit Lust uud mit Freud',
Danke Gott, danke Gott!
Der du mir geben die Zeit.

Morgens sie ruft, eh' der Tag noch anbricht:
Guten Tag, guten Tag!
Wartet der Sonnen ihr Licht;
Ist sie aufgangen, so jauchzt sie vor Freud',
Schüttert die Federn, und strecket den Leib,
Wendet die Augen dem Himmel hinzu:
Dank sei Gott, Dank sei Gott!
Der du mir geben die Ruh'.

Blinket der kühlende Thau auf der Heid',
Werd' ich naß, werd' ich naß!
Zitternd sie balde ausschreit;
Fliehet der Sonne entgegen und bitt,
Daß sie ihr theile die Wärme auch mit;
Laufet zum Sande und scharret sich ein;
Hartes Beit', hartes Bett!
Sagt sie, und legt sich darein.

Kommt nun der Waidmann mit Hund und mit Blei:
Fürcht' mich nicht, fürcht' mich nicht!
Liegend ich beide nicht scheu';
Steht nur der Waizen, und grünet das Laub,
Ich meinen Feinden nicht werde zum Raub;
Aber die Schnitter, die machen mich arm,
Wehe mir, wehe mir!
Daß sich der Himmel erbarm'!

Kommen die Schnitter, so ruft sie ganz keck:
Tritt mich nicht, tritt mich nicht!
Liegend zur Erde gestreckt;
Flieht von geschnittenen Feldern hin dann.
Weil sie sich nirgends verbergen mehr kann;
Klaget: Ich finde kein Körnlein darin,
Ist mir leid, ist mir leid!
Flieht zu den Saaten dahin.

Ist nun das Schneiden der Früchte vorbei:
Harte Zeit, harte Zeit!
Schon kommt der Winter herbei;
Hebt sich zum Lande zu wandern nun fort
Hin zu dem andern, weit fröhlichern Ort,
Wünschet indessen dem Lande noch an:
Hüt' dich Gott, hüt' dich Gott!
Fliehet in Frieden bergan.

Wunderhorn.

110. Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, davon haben wir manche Beweise; auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten

Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. Guter Freund, sprach er hierauf, es waren eigentlich 800 Thlr. in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thlr. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thlr. Belohnung herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke euch. — Das war nicht schön.

Aber wir sind noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eignen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern schon zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that darauf folgenden Ausspruch: Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thlr. verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thlr. gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet. So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Hebel.

111. Der Bergmann.

Nach einigen Tagreisen kamen sie an ein Dorf, am Fuße einiger spitziger Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abschreckendes Ansehen hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils bloß Trinkgäste, saßen in der Stube, und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsere Reisenden gesellten sich zu ihnen, und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wissen, was in den Bergen verborgen sein müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen, doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche

Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seien doch nicht umsonst so weit im Umfange, und erhaben, und so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sei fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. — Endlich sei ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gebe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehen, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula sein, und dort dürfe er nur sprechen, daß er ein Bergmann werden wolle! Er habe sich dieß nicht zweimal sagen lassen, und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehrern Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen Steine erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen bretterne Hütten standen, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald hinaufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stund ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit schüchterner Aengstlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehen und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde,

und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf,“ womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt, und ihm meine grosse Lust, seine seltene, geheimnißvolle Kunst zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren und mich in der reizenden Tracht sehen würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowohl die Sprache, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem sich allmählig die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen, und ihnen reiche Anbrüche zu bescheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter empfunden. Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kennt-

nissen besäßen, und in dem ernsten stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienst eine Lampe und ein kleines hölzernes Kruzifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtigkeitsregeln, so wie mit den Namen der mannichfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beispiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde meine neugierigen Fragen zu beantworten und mich über seine Kunst zu belehren. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungenheit der Gänge und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Befriedigung eines angebornen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unserm geheimen Dasein haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht, daß sie jedem andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorge-

kommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu sein, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust, und verhieß mir, daß ich bei diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum erstenmal in meinem Leben am sechzehnten März vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit so vielen Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und stieg allmählig bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus, und trank, indem ihm seine Zuhörer ein fröhliches „Glück auf“ zubrachten. Heinrichen erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaus, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehen und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wär't ihr nicht so gefällig und erzähltet uns, wie es euch seitdem ergangen ist, und auf

welcher Reise ihr jetzt begriffen seid? Es scheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgesehen, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorstellt.

Es ist mir selber lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anlässe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreuen. Das Geschick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen gewesen, und unser aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet, und in Ehren grau werden lassen. Nächst ihm habe ich alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eula steht, wird auch sein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Aemsigkeit, meine Treue und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, munteres Geschöpf, deren Gesicht so freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr schäkerte, und kein Aug von den ihrigen ver-

wandte, die so blau und offen, wie der Himmel waren, und wie die Krystalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann würde, wollte er sie mir nicht versagen: und er hielt Wort. — Den Tag, wo ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns, und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau auf meine Kammer. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildniß auf einer großen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen, und aus der dunklen Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen, und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte, und einige Thränen aus dem Auge trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! Denn es gibt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren

und Mühseligkeiten in den Festen der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke, und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichtes und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichem Gemüth tritt er nicht unter seinesgleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichen Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen sein. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu zieh'n, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeilockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in dem einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, allen anzugehören, allmählich zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit

seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige Mal' habe ich nicht vor Ort gesessen, und bei dem Schein meiner Lampe das schlichte Kruzifix mit der innigsten Andacht betrachtet! Da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen sein, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaues gelehrt, und in dem Schoosse der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andere Gänge verunedeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schaart, und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern; aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg, und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wieder gefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Berg-

mann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Novalis.

112. Otto mit dem Barte.

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen, rothen Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabänderlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brod und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe, sein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brod mit seinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte essen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Theil des weißen Brodes abbrach, ging da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben auf's Haupt, so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchseß gewagt hätte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hat-

te, und fuhr den Truchsessen, seiner Unzucht wegen, mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und spaltete des Truchsessen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach, und der Mann todt zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gotte gedient und gesungen, und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, vom tobenden Zorn entbrannt, rief: „daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an euch zu rächen, sam mir mein Bart!“ Als Heinrich von Kempten diesen theuren Eid ausgesprochen hörte, und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los, und begriff ihn bei dem langen, rothen Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Otto's Haupte in den Saal fiel; und zuckte — als die Fürsten, den Kaiser von diesem wüthenden Menschen zu befreien, herzusprangen — sein Messer, indem er laut ausrief: „keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt todt hier!“ Alle traten hinter sich, Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß ich genese.“ Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, bot alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle.

Heinrich, sobald er diese Gewißheit hatte, ließ er den rothen Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart, und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben hab' ich euch zugesagt, damit fahrt euer Wege; hütet euch aber vor meinen Augen, daß sie euch nimmer wieder sehen, und raumet mir Hof und Land! ihr seid mir zu

schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar euer Scheermesser meiden!" Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlob, und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug; lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte, jenseits des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da wurde er nothhaft an Leuten und Mannen, und sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Leh'n von dem Reiche trage, soll ihm schnell zu Hülfe eilen, bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute, und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun — antwortete der Ritter — ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich euch meine zwei Söhne hin, und lass' sie mit euch ziehen." „Ihr aber seid mir nöthiger als sie beide zusammen — sprach der Abt — ich darf euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es besser zu verdienen wissen." „Traun — antwortete der edle Ritter — ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiele stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergeh'n."

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Theilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als der Kaiser ohne Waffen und arg-

los zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fingen und schlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser seiner Bande, und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heere wieder gelangte, wollte erkundigen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl und sprach: ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held hier lebt noch anderswo.

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war, doch fürchteten sie den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. Mit dem Ritter — antworteten sie — steht es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen. Da nun der Kaiser sprach: und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben sein, nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gebärdete der Kaiser sich zornig und sprach: wie getrauet ihr, mir unter Augen zu treten? ihr wißt doch wohl, warum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart gerauft, und ohne Scheermesser geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hochfärtiger Uebermuth hat euch jetzt daher geführt? Gnade, Herr, — sprach der kühne Degen — ich kam gezwungen

hieher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt gethan; aber meinen Diensteid mußte ich lösen; wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat. Da begann Otto zu lachen: „seid mir tausend Mal willkommen, ihr auserwählter Held! mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hülfe verloren haben, seliger Mann.“ So sprang er auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindschaft war dahin, und eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaiser lieh und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

Grimm.

113. Der große Bernhardsberg.

Von St. Pierre, dem letzten wallisischen Dorfe auf der Straße, die über den großen Bernhard nach Italien führt, steigt man drei Stunden bis zum Kloster. Mit der Morgenröthe begab ich mich auf den Marsch. Nicht fern von der Brücke wird man durch einen Felsen überrascht, welcher in Obelisken-Form aus den Fluthen der in finsterer Tiefe brausenden Dranse sich erhebt. Ihn umkleidete, gleich einem Königsmantel, das purpurfarbige Rhododendron, und ein Kreuz auf seinem abgerundeten Gipfel vollendete das Romantische des Anblicks. Eines der lieblichsten und sinnvollsten Gemmenbilder, die jemals einer dichterischen Künstlerphantasie vielleicht vorschwebten, malte sich, einige Schritte weiter, mit unvergleichbaren Farben in meine Seele. Der schöne Bergschmetterling Apollo, mit den rubinaugigen Flügeln, saß auf der lasurblauen Urne der großen Gentiane. Lange schien er die prächtige Blume mit Wonne zu liebkosen, bis ihn ein Lufthauch emporscheuchte. Psyche entschwebte dem Aschenkruge. Von Minute zu Minute nahm nun die Gegend einen rauheren und grausenvolleren Charakter

an. Längst schattete kein Baumwipfel mehr, und der, mit zartgefransten Amethyst-Glöckchen der Soldanelle geschmückte Rasen verlor sich bald unter einer unabsehbaren Schneefläche zurück. Noch wechselte der sanfte Gesang der Alpenlerche mit dem gellenden Pfeifen der Gemsen. Aber auch diese Töne verhallten, und bis zum Kloster vernahm nun, in dieser furchtbaren Einsamkeit, mein Ohr keinen andern Laut mehr, als den fernen Donner einer Lawine.

Hier ist es, wo nicht selten Reisende im Schneegestöber umkommen, oder von Lawinen begraben werden, und wo die Chorherren, diese Helden der Menschenliebe, mit Hülfe ihrer Hunde und Sondirstangen, schon so viele solcher Unglücklichen entdeckten und wieder in's Leben riefen. Das mühevolle Arbeiten im Schnee erschöpfte zuletzt meine Kräfte. Schon ersah ich mir einen bemoosten Steinblock zum Ausrasten als das Läuten der Klosterglocke, welches dumpfig aus einem wilden Geklüft herabhallte, plötzlich des Wanderers Muth und Stärke wieder erneute. Bald erschien, hoch über mir in schwarzblauer Luft das Kloster selbst, am Rande eines Felsenwalles, der dasselbe, gleich einem unersteigbaren Bollwerke, zu verschanzen schien. Der Anblick dieses regelmäßigen und ansehnlichen Gebäudes ist von unbeschreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wiesen, Bauernhöfe, Wälder und Ströme gewöhnte Auge ringsum Nichts erblickt, als Riesengipfel, deren Fuß düstres Gewölk umgürtet, und Eis- und Schneefelder, welche labyrinthisch, durch Thäler und Schlünde, in trauriger Unwandelbarkeit sich verbreiteten. Gastlich thaten die Pforten dieser höchsten Menschenwohnung unserer Halbkugel dem ermüdeten Alpenpilger sich auf, und ein Labetrunk, gekeltert an den Ufern der Dora, erquickte, vor einem hochlodernden Feuer, sein Herz.

In dieser 1246 Toisen über der Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters. Der kleine, dem Kloster südwärts liegende See, dessen trauernde

Gestade kein grünender Schilf- oder Binsenkranz entödet, wird niemals ganz vom Eise befreit, und im Augustmonate hält sich das Thermometer, sogar in der Mittagsstunde, nicht selten unter dem Gefrierpunkte.

Hier wo das Brennholz zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört und in unglaublicher Menge verbraucht wird, muß dasselbe, auf schroffen und gefahrvollen Wegen, die höchstens nur zwei Monate im Jahre offen stehen, von Maulthieren heraufgetragen werden.

Ich fand die Chorherren, unter denen einige sich in Rede und Manieren als Männer von feiner Erziehung ankündigten, beim Frühstücke versammelt. Der Speisesaal ist geräumig, nicht mit Pracht aber mit Geschmack verziert, und was in meinen Augen allen Christallkronen, Spiegelwänden, Marmortafeln und Deckengemälden den Rang abgewinnt, die Reinlichkeit verbreitete ihren milden und bescheidenen Reiz über das Ganze. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde der Fremdling empfangen und dringend ersucht, während des längern oder kürzern Aufenthalts im Kloster sich völlig wie am eignen Heerde zu betrachten.

Es war für mich die Erfüllung eines Lieblingswunsches, in die Mitte einer Gesellschaft zu treten, die durch die Wohlthätigkeit ihrer Zwecke mir längst ehrwürdig war, und wovon manches Mitglied mehr als e i n e Bürgerkrone verdient hatte. Mit welcher Aufopferung von Lebensgenuß, mit welcher heldenmüthigen Entsagung alles dessen, was die Tage der Sterblichen in Städten und Dörfern verschönt, üben nicht jene Menschen, in einem der unwirthbarsten Winkel der Erde, kalt und unfreundlich, wie die Nebel von Grönland, die Pflichten der Menschlichkeit! Unentgeltlich, und ohne Ansehung des Standes und der Religion, wird der müde Reisende gespeist und beherbergt, der Kranke bis zur Genesung mit der treuesten Sorgfalt gepflegt, und der Erstarrte dem Tode entrissen. Täglich in der strengern Jahreszeit, und so oft es schneit oder nebelt,

gehen einige von ihnen, mit langen Stangen und in Begleitung ihrer trefflichen Hunde auf die Landstraße, welche diese Thiere, ungeachtet des finstersten Nebels oder des dichtesten Schneegestöbers, niemals verfehlen. Ward nun ein Reisender von einer Lawine verschüttet, oder in ohnmächtiger Erstarrung von Flocken begraben: so erwittern die Hunde, ist anders die ihn deckende Schneeschicht nicht allzubeträchtlich, unfehlbar die Stelle, und verlieren keinen Augenblick, durch Schnobern und Aufscharren sie der hülfreichen Menschenhand anzudeuten. Der Verunglückte wird hervorgezogen und in's Kloster getragen, wo man ihn mit Schnee reibt, in gewärmte Betten legt, und jedes als wirksam anerkannte Mittel anwendet, sein fliehendes Leben zurückzurufen. Die Anzahl derer, die auf Schlachtfeldern ihr Leben verlieren, weiß ganz Europa; aber die Anzahl derer, denen es die Menschlichkeit in diesen Einöden wieder schenkte, konnte mir niemand angeben.

Trotz der unaufhörlichen Entdeckungsgänge dieser Menschenfreunde und ihrer Hunde, vergeht indeß beinahe kein Jahr, daß nicht im Sommer, wenn der Schnee wegschmilzt, Leichname von Reisenden zu Tage gebracht werden, die hier, von Allem fern, was ihr Herz Theures und Köstliches auf der Welt besaß, hülflos umkamen. Da die Natur in dieser Steinwüste dem Todten die unterirdische Wohnung versagt, so werden sie in einer an der Ostseite des Klosters liegenden Kapelle versammelt, deren Wände, um den Durchzug der Luft zu begünstigen, mit großen vergitterten Oeffnungen versehen sind, die an das Beinhaus bei Murten erinnern. Der Anblick der darin beisammen ruhenden, aus verschiedenen Weltgegenden, meistens gewiß durch sehr entgegengesetzte Schicksale, hier hoch über den Wolken vereinigten Todten rührte mich im Innersten der Seele. Alle sind in Leichentücher gehüllt, und weil in dieser scharfen und trocknen Luft kein entseelter Körper verwest, sondern nur allmählig zusammenschrumpft und verdorrt, so erhalten die Gesichtszüge sich lange vollkommen unentstellt, und mehrere dieser

Verunglückten wurden von Angehörigen und Freunden, nach zwei Jahren und darüber, noch wieder erkannt. Sie sind nicht über einander geschichtet, sondern sitzen aufrecht, und jeder Neuankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer laufen schon neben einander hin. Die Farbe der Gesichter, eben so wie die der Hände und Füße, welche das Leichentuch bei Einigen unbedeckt ließ, nähert sich dem dunklen Zimmetbraun der ägyptischen Mumien.

Ein unbefangener und fröhlicher Ton herrschte bei der Mittagstafel, und Alles, was ich sonst noch in Rücksicht auf ihre Collegialverhältnisse zu beobachten Gelegenheit hatte, bestärkte mich in dem erwünschten Glauben, daß die Chorherren in brüderlicher Harmonie bei einander wohnen. Ihre Fragen über die neuesten Weltbegebenheiten bewiesen, daß sie diese nur, wie in dämmernder Tiefe, undeutlich und verkleinert erblicken. Aber anstatt ihren Tag mit Vergleichung und Vereinigung der Widersprüche in den Zeitblättern zu verderben, oder mit prophetischem Pinsel groteske Ungeheuer auf den Vorhang der Zukunft zu malen, beschäftigt irgend ein Lieblingsfach ihre Nebenstunden, wie, zum Beispiele, Physik, Mineralogie oder Botanik. Doch sobald die leidende Menschheit um Hülfe ruft, eilt jeder mit militärischer Pünktlichkeit an seinen Posten.

Herr Daleve, der Schaffner des Klosters, ein gefälliger und achtungswerther Mann, begleitete mich nach dem Jupiters-Plane, wo dem Donnerer einst ein berühmter Tempel geweiht war, von welchem der Berg seine altrömische Benennung (Mons Jovis, Berg des Jupiter), erhielt. Zu verschiedenen Epochen hat man hier nach Alterthümern gegraben, aber stets ohne den gehofften Erfolg. Man entdeckte nur einige Münzen von geringer Erheblichkeit und eine beträchtliche Menge kupferner Votiv-Tafeln, die als Beweisthümer, wie gefahrvoll man

die Reise über den großen Bernhard in den Römerzeiten sich vorstellen mußte, der antiquarischen Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth sind.

Meine beschränkte Zeit untersagte mir den Gang nach dem Spiegelfelsen, einer der ersten naturhistorischen Merkwürdigkeiten der umliegenden Gegend. Diese senkrechte Steinwand, von bedeutender Höhe, erhielt eine so vollkommene natürliche Politur, daß man, wie Herr Daleve versichert, sich deutlich darin erblickt, wie im reinsten Spiegel. Noch keinem Forscher, Saussüre und Dolomieu selbst nicht ausgenommen, gelang die Auflösung des wunderbaren geognostischen Räthsels. Mit leiser Hand, und in dichte Finsterniß gehüllt, schliff die Natur diesen Felsen.

Trotz dem stürmischen Wetter stieg ich am folgenden Morgen die Südseite des Berges hinunter. Ein Adler schwebte rechts über die Ebene hin, wo Jupiters Tempel stand. Dankbar nahm ich die Vorbedeutung an.

Fr. v. Matthison.

114. Der Wolf und der Fuchs.

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der schwächste war, und der Fuchs wäre gern des Herrn los gewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald gingen, da sprach der Wolf: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich.“ Da antwortete der Fuchs: „ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein sind, hast du Lust, so wollen wir eines holen.“ Der Wolf war's zufrieden, und sie gingen hin, und der Fuchs stahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf, und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit noch nicht zufrieden, sondern wollte das andere dazu haben, und ging es holen. Weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr, und fing

an entsetzlich zu schreien und zu blären, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du hast mich schön angeführt,“ sprach er, „ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt, und haben mich weich geschlagen.“ Der Fuchs antwortete: „warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am andern Morgen gingen sie wieder in's Feld, sprach der unersättliche Wolf abermals: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen oder ich fresse dich.“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin, und der Fuchs schlich um's Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, zog dann sechs Pfannkuchen herab und brachte sie dem Wolf. „Da hast du zu fressen,“ sprach er zu ihm, und ging seiner Wege. Der Wolf hatte die Pfannkuchen in einem Augenblicke hinunter geschluckt, und sprach: „sie schmecken nach mehr,“ ging hin und riß geradezu die ganze Schüssel herunter, daß sie in Stücke zersprang. Da gabs einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, rief sie die Leute, die eilten herbei und schlugen ihn was Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen laut heulend zum Fuchs in den Wald hinaus kam. „Was hast du mich garstig angeführt!“ rief er, „die Bauern haben mich erwischt und mir die Haut gegerbt.“ Der Fuchs aber antwortete: „warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am dritten Tag, als sie beisammen draußen waren, und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen oder ich fresse dich.“ Der Fuchs antwortete: „ich weiß einen Mann, der hat ge-

schlachtet, und das gesalzene Fleisch liegt in einem Faß im Keller, das wollen wir holen.“ Sprach der Wolf: „aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann.“ „Meinetwegen“ sagte der Fuchs und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Ueberfluß, und der Wolf machte sich gleich daran, und dachte: „bis ich aufhöre, hat's Zeit.“ Der Fuchs ließ sich's auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre durchzuschlüpfen. Sprach der Wolf: „lieber Fuchs, sag mir, warum rennst du so hin und her, und springst hinaus und herein?“ „Ich muß doch sehen, ob niemannd kommt,“ antwortete der Listige, „friß nur nicht zu viel.“ Da sagte der Wolf: „ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer ist.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Springen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satze zum Loch draußen; der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel, und schlug ihn todt. Der Fuchs aber sprang in den Wald, und war froh daß er den alten Nimmersatt los war.

Grimm.

115. Ludwig der Springer.

Die Brüder und Freunde Markgraf Friedrichs klagten Landgraf Ludwigen zu Thüringen und Hessen vor dem Kaiser an, von wegen der frevelen That, die er um des schönen Weibes willen begangen hatte. Sie brachten auch so viel beim

Kaiser aus, daß sie den Landgrafen, wo sie ihn bekommen könnten, fahen sollten. Also ward er im Stift Magdeburg getroffen, und auf den Gibichenstein bei Halle an der Saal' geführet, wo sie ihn über zwei Jahr gefangen hielten in einer Kemnaten (Steinstube) ohne Fessel. Wie er nun vernahm, „daß er mit dem Leben nicht davon kommen möchte," rief er Gott an, und verhieß und gelobte eine Kirche zu bauen in St. Ulrichs Ehr', in seine neulich erkaufte Stadt Sangerhausen, so ihm aus der Noth geholfen würde. Weil er aber vor schwerem Kummer nicht aß und nicht trank, war er siech geworden; da bat er, man möge ihm sein Seelgeräthe setzen, eh' denn der Kaiser zu Lande käme und ihn tödten ließe. Und ließ beschreiben einen seiner heimlichen Diener; mit dem legte er an, wann er das Seelgeräthe von dannen führete, daß er den andern Tag um Mittag mit zweien Kleppern unter das Haus an die Saale käme, und seiner wartete. Es saßen aber bei ihm auf der Kemnate sechs ehrbare Männer, die sein hüteten. Und als die angelegte Zeit herzu kam, klagte er, daß ihn heftig fröre; that derwegen viel Kleider an, und ging sänftiglich im Gemach auf und nieder. Die Männer spielten vor langer Weile im Brett, hatten auf sein Herumgehen nicht sonderliche Achtung; unterdessen gewahrte er unten seines Dieners mit den zwei Pferden, da lief er zum Fenster, und sprang durch den hohen Stein in die Saale hinab.

Der Wind führte ihn, daß er nicht hart in's Wasser fiel; da schwemmte der Diener mit dem ledigen Hengst zu ihm. Der Landgraf schwang sich zu Pferd, warf der nassen Kleider ein Theil von sich, und rennte auf seinem weißen Hengst, den er den Schwan hieß, bis gen Sangerhausen. Von diesem Sprunge heißt er Ludwig der Springer; dankte Gott und baute eine schöne Kirche, wie er gelobet hatte. Gott gab ihm und

seiner Gemahlin Gnad' in ihr Herz, daß sie Reu' und Leid ob ihrer Sünde hatten.

Grimm.

116. Der hartgeschmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringerwald liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen jedermann; da huben seine Junkern und Edelinge an stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun einmal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich danach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug: wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger." Da sprach der Schmied: „pfui des Landgrafen! wer ihn nennet, sollte alle Mal das Maul wischen! des barmherzigen Herrn!" Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „herbergen will ich dich heunt; in der Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen." Der Landgraf ging beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammen schlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf werde hart,

Landgraf werde hart, wie dieß Eisen!“ und schalt ihn und sprach weiter: „du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten für Untugend mit den armen Unterthanen übeten: klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hülfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth: unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe in's Garn, und die Amtleute die rothen Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel. Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er an bis zum Morgen; aber der Landgraf fassete alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüth, begundte die Widerspenstigen zwingen und zum Gehorsam bringen.

Grimm.

117. Der Gefangene.

Ali, der Sohn des Abbas, war eines Tages gegen Abend bei dem Chalifen Mamum, als ein Mann, an Händen und Füßen gebunden, vor denselben gebracht wurde. Da der Chalife auf die Treue des Ali sehr großes Vertrauen setzte, so befahl er ihm den Gefangenen diese Nacht über zu bewahren und den folgenden Tag wieder vor ihn zu bringen, wo er sein Urtheil empfangen sollte. Ali nahm den Gefangenen mit sich in sein Haus und verschloß ihn in sein Harem, als den sichersten Ort desselben, weil er an den Blicken des Chalifen bemerkt

hatte, daß er auf diesen Mann sehr zornig sei. Er fragte den Fremden, wer er sei.

„Ich bin aus der Stadt Damaskus," antwortete der Gefangene, „mein Haus steht nicht weit von der großen Moschee."

„Der Himmel segne diese Stadt," rief Ali aus, „und vorzüglich diesen Theil, wo du wohnest; denn daselbst hat mir einst ein Mann das Leben gerettet." Der Fremde ward neugierig und fragte, wer dieser Mann sei.

„Es sind nun einige Jahre," fuhr Ali fort, „als der Chalife den vorigen Statthalter Hussain absetzte und den jetzigen zu seinem Nachfolger ernannte. Ich war unter dem Gefolge dieses letztern. Hussain war ein Verräther, der sich vor dem Zorn des Chalifen fürchtete; denn als wir in den Pallast des Statthalters einzogen, wurden wir von seinen Anhängern auf allen Seiten umringt, und der größte Theil von uns wurde niedergehauen. Ich sprang durch ein Fenster und flüchtete in die Gegend der großen Moschee. Ich sah die Thür eines ansehnlichen Hauses offen stehen, eilte hinein und bat den Eigenthümer desselben, der mir entgegen kam, mich zu verbergen. Er nahm mich auf und führte mich in sein Harem, wo ich vor meinen Feinden verborgen blieb, und, wie ein Gastfreund, von dem Unbekannten bewirthet ward. Nach Verlauf eines Monats gab mir mein Wirth Nachricht, daß ich mit guter Gelegenheit wieder in mein Vaterland kommen könnte, weil in wenigen Tagen eine Karavane nach Bagdad abgehe. Ich schämte mich meine Armuth zu gestehen und war entschlossen der Karavane zu Fuß zu folgen. Allein wie erstaunte ich, als ich am Tage der Abreise ein schönes Pferd, ein Maulthier mit Speise beladen, und einen Sklaven zu meiner Bedienung vor

der Thür fand. Mein Wirth überreichte mir einen Beutel voll Goldstücke, führte mich selbst zur Karavane und empfahl mich seinen Freunden. Ich gab mir viele Mühe den Namen und den Stand dieses großmüthigen Mannes zu entdecken, konnte aber weder von seinen Freunden noch von andern erfahren, wer er sei. Ich wollte vergnügt sterben, wenn ich ihn wieder finden und ihm meine Dankbarkeit bezeigen könnte."

„Deine Wünsche sind erfüllt," sagte der Gefangene, „ich bin der Mann, der dich in sein Haus aufnahm; kennst du mich nicht mehr?" Ali erschrack und trat näher. Alter und Unglück hatten zwar das fremde Gesicht verändert; doch Ali, der die Gestalt seines Wohlthäters im Herzen trug, konnte die Aehnlichkeit, welche ihm die Nacht verborgen hatte, nicht lange verkennen; und als ihn der Fremde noch an einige besondere Umstände erinnerte, blieb ihm kein Zweifel mehr übrig. Er umarmte seinen Freund, löste seine Bande und fragte, durch welches Unglück er sich den Zorn des Chalifen zugezogen habe.

„Neidische Feinde," antwortete der Fremde, „haben mich heimlich bei dem Chalifen verklagt, ob ich gleich nicht weiß, weßwegen."

„Man hat mich eilig von Damaskus weggeführt; man hat mir nicht einmal erlaubt, von meiner Frau und meinen Kindern Abschied zu nehmen. Ich weiß nicht, was für ein Schicksal auf mich wartet; sollte ich aber, wie ich befürchte, morgen sterben müssen, so erweise mir die Liebe und gib meiner Familie von meinem Tode Nachricht."

„Nein, du sollst nicht sterben!" rief Ali weinend aus; „du bist frei und sollst deine Frau und deine Kinder wieder sehen!" Er holte einige Edelsteine zum Geschenk für seine Frau und

einen Beutel mit zweitausend Goldstücken zum Reisegelde. „Gehe, mein Freund,“ sprach er, „eile zu den Deinigen zurück. Der Zorn des Chalifen mag auf mich fallen; ich fürchte ihn nicht, wenn ich dich nur gerettet habe.“

„Was verlangst du von mir?“ antwortete der Fremde. „Um einem zweifelhaften Tode zu entgehen, sollte ich dein Leben, das ich einst rettete, für mich zum Opfer geben? Nein, Freund, ich bin nicht so feige, daß ich nicht sterben könnte, wenn es sein muß. Suche den Chalifen von meiner Unschuld zu überzeugen; dieß ist das Einzige, was ich von dir erbitte. Kannst du das nicht, so will ich lieber zweimal sterben, als durch meine Flucht ein Verräther an meinem Freunde werden.“ Ali bat von neuem; allein der Fremde blieb unbeweglich.

Den andern Tag begab sich Ali dem Befehle gemäß wieder zum Chalifen. Der Chalif war mit einem feuerfarbenen Mantel bekleidet, dem gewöhnlichen Gewande, wann er über Verbrechen Gericht hielt. Sobald er den Ali sah, fragte er, wo der Gefangene sei, und befahl denselben herbeizuführen. „Herr,“ antwortete Ali und warf sich vor dem Throne nieder, „es hat sich mit dem Gefangenen diese Nacht etwas Besonderes zugetragen.“

„Ich schwöre dir bei den Geistern meiner Väter,“ rief Mamum zornig aus, „wenn der Gefangene entflohen ist, mußt du an seiner Stelle sterben.“

„Mein Leben und das seinige sind in deiner Hand,“ sprach Ali. „Dein Sklave bittet nur um ein kurzes Gehör.“ Hierauf erzählte er, wie und bei welcher Gelegenheit dieser Mann ihm das Leben gerettet; wie er demselben, um für seine Wohlthaten dankbar zu sein, die Freiheit angeboten, wie er

aber dieses Anerbieten großmüthig ausgeschlagen habe. „Er ist unschuldig, Herr," fuhr Ali fort: „ein Mann, der so erhaben denkt und handelt, kann kein Verbrecher sein. Neidische Feinde haben ihn verleumdet; aber der große Mamum ist viel zu gerecht, als daß er einen großmüthigen Mann ungehört verurtheilen sollte."

Mamum, der, seine Heftigkeit ausgenommen, ein Fürst von großen Tugenden war, bewunderte die Denkart des Gefangenen und schien gerührt. „Ich verzeihe ihm, weil du für ihn bittest," sprach er. „Gehe, bringe ihm diese Nachricht und führe ihn zu mir!" Ali gehorchte und brachte den Gefangenen herbei. Der Chalife sah ihn gnädig an und ließ ihm ein Ehrenkleid anlegen. Er schenkte ihm zehn Pferde und zehn Maulthiere aus seinem eigenen Stalle und überdieß noch zehntausend Goldstücke Reisegeld. Auch schrieb er einen Brief an den Statthalter von Damaskus, worin er ihm diesen Mann als einen seiner Lieblinge empfahl.

Liebeskind.

118. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!
Und den Fluß hinauf, hinunter, zieh'n die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzu früh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reih'ten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,

Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, war der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Platen.

119. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munter'm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
  Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
  An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen,
  Klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborst'ner Klippen
  Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
  Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
  Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
  Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
  Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
  Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
  Ruft er, „bis herauf zu mir?

Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heerde?“

Schiller.

120. Das Gewissen.

Unzufriedenheit und Reue
Folgen jeder bösen That:
Da ist nichts, was uns erfreue,
Wann man sich vergangen hat.

Scham und unwillkommne Röthe
Klaget uns, auch einsam, an,
Und wenn man uns Schätze böte;
Dennoch zagt und zittert man.

Andrer Blicke droh'n uns Strafen,
Weil man selbst sich strafbar weiß;
Bange Furcht läßt uns nicht schlafen,
Und die Angst erregt uns Schweiß.

O, es martert das Gewissen
Unerbittlich; überall
Wirst du laut es hören müssen,
Schrecklich, wie mit Donnerschall.

Allem kannst du hier entrinnen,
Nur dem innern Richter nicht:
Er bestrafet dein Beginnen,
Strafet die verletzte Pflicht.

Hüte mehr noch, als vor Schlangen,
Dich vor Sünde! Meide sie!

Auch die Neigung, das Verlangen
Unterdrück' und tödte früh.

Selbst die leisesten Gedanken,
Sind sie unrecht, dulde nicht!
Wach' und bet', um nicht zu wanken
Von der Tugend und der Pflicht!

Dann wirst du die Bahn des Lebens
Festen Schritt's und sicher geh'n
Und die Früchte deines Strebens
In dem innern Frieden seh'n.

Seidl.

121. Der getreue Eckart.

O, wären wir weiter, o, wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.

Gesagt, so gescheh'n! und da naht sich der Graus
Und sieht so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;

Nun saus't es und braus't es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig! —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut.
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet, wie Mäuslein.

Und der es euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde, schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Züngein in peinlicher Hut,

Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut,
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Göthe.

122. Beschreibung eines Seeschiffes und des Lebens auf demselben.

(Mit besonderer Beziehung auf des Entdeckers Cook Schiffseinrichtung.)

Cook hatte bei seiner ersten Weltumschiffung bemerkt, wie nützlich ihm ein kleineres Fahrzeug, als sein Schiff, bei der Untersuchung einer beträchtlichen, mit Untiefen umringten Seeküste gewesen war; ja, er war überzeugt, daß, im Fall die großen Schiffe so beschädigt würden, daß die Rückkehr nach Europa in denselben zu mißlich sein möchte, dergleichen kleine Fahrzeuge sogar zur Rettung der gesammten Mannschaft dienen könnten. Demzufolge hatte man ihm auf der zweiten und dritten Reise in jedem Schiffe einen kleinen Schoner mitgegeben, dessen Holzwerk ganz fertig gezimmert war und erforderlichen Falls nur zusammengefügt zu werden brauchte. Die Masten, das Tauwerk und die Segel dieser Fahrzeuge waren ebenfalls in England mit eingeschifft worden; kurz es fehlte nur an Gelegenheit, sich ihrer wirklich zu bedienen.

Wenn man berechnet, welch einen großen Platz diese Fahrzeuge im Schiffe einnehmen müssen; wenn man bedenkt, daß alle Vorrathskammern mit Sachen vollgepfropft sind; daß auf dem Verdeck, zwischen dem großen und Fockmast, fünf große und kleine Boote stehen; daß die Seiten des Vordercastells mit ungeheuren Noth- und Bugankern und ansehnlichen

Strom= und Flußankern gleichsam bedeckt sind; daß der innere Raum voll vieler hundert Fässer ist, wovon allein zuweilen sechzig bis siebzig mit Wasser, eben so viel mit Sauerkraut und ungleich mehr noch mit gepökeltem Rind= und Schweinefleisch, mit Mehl, Erbsen und Zwieback, auch viele mit Wein und Branntwein angefüllt sind; daß eine Menge Steinkohlen theils als Ballast, um das Schiff gehörig in's Wasser zu senken, theils zum täglichen Gebrauch in der Küche, im Tiefsten liegt; daß viele Kabeltaue, jedes hundert und mehr Klafter lang, und manches von der Dicke eines Schenkels, oben im Matrosenraume befindlich sind: so erstaunt man wahrlich, wie in einem Behältniß von vierhundert und achtzig Tonnen, deren jede vier und vierzig Quadratfuß hält, noch hundert und zwanzig Menschen Platz finden; oder, wenn dieß begreiflich ist, wie sie drei Jahre lang, bei unverdaulicher Kost, bei steter Anstrengung und allem Druck der härtesten Lebensart, gesund und gutes Muthes bleiben können. Vielleicht läßt sich hier in wenigen Worten zeigen, wie diese Besatzung in dem schwimmenden Schlosse vertheilt ist.

Drei Masten ruhen unmittelbar auf dem Kiele und streben hinter einander gerade in die Höhe. Der mittelste und vordere (Haupt= und Fockmast), jeder mit seinen zwei Verlängerungen (Mars= und Bramstangen), sind siebzig bis achtzig Fuß hoch und unten etwa mannsdick. Der hinterste oder Besanmast ist kleiner und hat nur eine Verlängerung (die Kreuzstange). In schräger Richtung steigt vorn über dem Schiffsschnabel das Bugspriet, gleichsam als ein vierter Mast, hervor, der ebenfalls mit einer Verlängerung (dem Clüverbaum) versehen ist. Die Masten werden durch starke Taue unterstützt, welche theils nach vorn, theils nach den Seiten hin, vom Mastkorbe heruntergehen und im ersten Falle Stage, im letztern aber, wo mehrere beisammen sind, die Wände heissen, auf de=

nen man, auf querüber gebundenen Schnüren, welche die Sprossen einer Leiter vorstellen, hinaufsteigen kann. Jede Verlängerung des Mastes trägt ein viereckiges, und jeder Stag ein dreieckiges Segel. Die Seiten des Schiffes steigen nach hinten zu ein wenig in die Höhe. Ueber dem ganzen Hintertheil liegt auf starken Balken ein Boden von Planken, der bis zum Hauptmast geht. Dieser Boden, oder in der Schiffersprache, dieses halbe Verdeck, heißt auf Kriegsschiffen das Quarterdeck (oder Verdeck der Officiere). Ein ähnliches halbes Verdeck liegt auf dem Vordertheile des Schiffes, zwischen dem Bugspriet und Fockmast und wird das Vordercastell genannt. Ungefähr sechs Schuh tiefer als diese halben Verdecke geht das eigentliche Verdeck als ein vollkommener Boden durch das ganze Schiff von einem Ende zum andern. Auf dem Theile desselben, der unter das Quarterdeck geht, wohnt der Capitain, dessen Hauptzimmer oder die große Cajüte das Hintertheil des Schiffs in seiner ganzen Breite von etwa sieben Schritten einnimmt und zu beiden Seiten mit einem kleinen, bedeckten Altan versehen ist. Vor dieser Cajüte hat der Capitain sein Schlafgemach, ein Vorzimmer und eine finstere Vorrathskammer. Die große Cajüte ist das einzige helle Zimmer im Schiffe, in dem sechs kleine Fenster, jedes ungefähr drei Schuh hoch und zwei Schuh breit, nach hintenhinaus, dicht nebeneinander stehen. Vor dem Eingange zur Wohnung des Capitains bleibt der Platz in der Mitte frei, wo man auf's Quarterdeck hinauf und tiefer in's Schiff hinabsteigt; und nur zu beiden Seiten sind bretterne Verschläge für den ersten Lieutenant, den Astronomen, den Equipagenmeister und die Naturforscher angebracht, die auch in dieser Ordnung an Bequemlichkeit abnehmen, so daß die letzten einen Würfel von sechs Fuß vorstellen, wo ein Bett, ein Kasten und ein Schreibtisch nur eben noch Platz für einen Feldstuhl übrig lassen. Das Fenster dieser Cajüte ist eine Glasscheibe von sechs Zoll in's Gevierte, in einem star-

ken Rahmen, den man aber aus Furcht vor Ueberschwemmungen nicht eher ausheben darf, als bis man sich den Wendekreisen nähert. Unter dem Halbverdeck des Vorder-Castells hat rechts und links der Bootsmann und der Zimmermann seine Cajüte, und zwischen ihnen ist die Küche. Parallel mit dem Verdeck, nur etwa fünf Schuh tiefer, geht ein zweiter Boden durch das ganze Schiff, auf dessen Hintertheil zu beiden Seiten die Cajüten des zweiten und dritten Lieutenants, des Lieutenants der Seesoldaten, des Wundarztes und des Malers stehen. Zwischen denselben bleibt ein großer Spielraum für die Barre oder das Heft des Schiffsruders, welches in Seilen geht, die auf dem Quarterdeck vermittelst eines großen Rades regiert werden. Vor dem Besanmast steht, hier unten, die große Tafel, an welcher die vorgedachten Officiere speisen, fest auf's Verdeck genagelt, welches zur See mit allen Tischen geschieht. Uebrigens steht man in diesem Theile des Schiffes nie ganz aufrecht und sieht nie anders, als bei brennenden Lichtern, ausser wenn das Wetter es erlaubt, zwei große Schießscharten im Hintertheil zu öffnen. Die Officiers-Cajüten haben zwar ganz kleine Fensterchen; doch dürfen sie, so lange das Schiff in See ist, nie geöffnet werden, weil die Wellen fast unaufhörlich darüber gehen. Der Constabel, der Schreiber, die Unterwundärzte, die Steuermannsgehülfen und die Seecadetten wohnen zu vier oder fünf beisammen auf eben diesem zweiten Verdeck, in Verschlägen von Segeltuch, in den vier Ecken des übrigen Raumes, der ausserdem für die Ankertaue und für die gemeinen Leute bestimmt ist und kein Licht nur von oben durch die Luken erhält, durch welche man ein- und aussteigt. Ganz im Vordertheil des Schiffs unter der Küche sind des Bootsmanns Vorrathskammern befindlich. Allein der große Vorrath aller Art liegt unter diesem zweiten Boden durch's ganze Schiff vertheilt; doch finden sich auch hier noch allerlei Abtheilungen und Verschläge, welche theils die Unordnung ver-

hüten, die bei der Menge der Fässer zuweilen doch unvermeidlich ist, theils auch gewisse Vorrathsartikel vor Gefahr und vor Veruntreuung sicher stellen. So gibt es eine eigene Brodkammer, eine Segelkammer, eine Kleiderkammer, eine Branntweinkammer und eine Pulverkammer. —

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder viermal angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache herauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Ruf muß alles auf den Beinen sein, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Castell und am Steuerruder ein jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Der Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöset und aufgezogen werden, brausen die Winde darein und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung der Masten hinan. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt, hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füssen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherm Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa

hinaus, troß dem Winde, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert und das Seil unter ihren Füßen erschüttert; troß der schwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. Man hat berechnet und mit dem Sextanten gemessen, daß der Mast zuweilen bei sehr hohler See in einem Winkel von acht und dreißig Graden von der Perpendikularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen sehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen fünfzig Fuß hoch am Maste hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis sechzig Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er in's Meer hinabgeschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich diese gewaltsame Bewegung anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehülfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte ist dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht bloß auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat und mit den Stücken alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstange und blickt aus dieser einsamen, schwindlig machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrene Landleute, oder junge Anfänger je-

den heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr, als die unteren großen Segel führt. In offner See hat selbst ein Sturm nichts schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff, mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit fest gebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe sei, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturm hinfliehen läßt? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indessen nur selten; Anstrengung und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger, als eine Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt, bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug in dem Charakter des Seemannes; und hat sie gleich oft den Anstrich eines kindischen Leichtsinnes, so grenzt sie doch zuweilen an die wahre Philosophie des Lebens und ist auch, wie diese, das Resultat der Erfahrung und Gesundheit. Die schnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See so oft erfährt, tragen viel dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen

Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Officiere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk fast täglich von Kälte und Nässe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Manschaft angerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das Hin- und Hersegeln zwischen Eismassen, denen man öfters ausweichen mußte, nebst vielem stürmischen Wetter vollends alle Kräfte erschöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne fast immer vor unsern Augen verbarg, und wie ein drückendes Gewicht auf unserm Geiste lag: — wenn da der Trübsinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, sich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unsere Leute schweigen sehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für sie war; aber unverdrossen und thätig blieben sie immer, denn ihre Vorgesetzten erduldeten bei Tage und bei Nacht mit ihnen die vielseitigen Beschwerden ihres harten Dienstes. Der Officier blieb, durchnäßt und starrend vor Kälte, auf dem Verdeck und verließ es nicht eher, als seine Wache, und Cook selbst genoß keine andere Speise, als der gemeine Seemann. Eine Last wird leicht, und die Gefahr verschwindet, wenn man sie mit andern theilt. Noch wirksamer war aber das feste Vertrauen des Volks auf die weise Führung seines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man allgemein an Bord für seine Talente und seinen Charakter hegte. Theils jene freiwillige Enthaltsamkeit von allem ausschließenden Genuß, theils unzählige Beispiele von seiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl

seiner Untergebenen stärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthusiasmus. Ein Fest, welches er ihnen zu rechter Zeit erlaubte, ein stärkender Trank, den er austheilen ließ, wenn die Witterung zu schneidend war, oder wenn harte Arbeit die Leute ermattet hatte, ein Zug von Menschlichkeit, wenn er seine Zimmer aufopferte, um den Segelmacher dort bequemer arbeiten zu lassen, und viele kleine Nebensachen dieser Art gewannen ihm das Herz der rauhen, harten Kerle, die selten so behandelt worden waren. Man darf daher mit Recht behaupten, daß seine Disciplin musterhaft war, und dieß vielleicht um so viel mehr, da diejenigen Officiere, die aus andern Kriegsschiffen unter Cooks Commando versetzt wurden, sie gemeiniglich nicht strenge genug fanden. Wie rühmlich ist nicht dieser Tadel für Cook? Wie schön ist nicht dieser Contrast eines großen Mannes, der auch im Matrosen die Menschheit ehrt, gegen jene Seedespoten, in deren Schule die Tadler gelernt hatten, ihre Willkühr für ihr höchstes Gesetz zu halten? Allein auch nur der konnte am besten für den Matrosen fühlen, der selbst auf den untersten Stufen des Seedienstes das eiserne Zepter solcher kleinen Tyrannen kennen und verabscheuen gelernt hatte. Cook strafte selten und ungern, nie ohne dringende Ursache und allemal mit Mäßigung. Er störte nie die unschuldige Freude seiner Mannschaft, vielmehr munterte er sie dazu auf und gab ihnen Freiheit zum Spiele. So wie sie die traurige Gegend des Südpols verließen und in der Annäherung zum heißen Erdstrich den belebenden Einfluß einer wärmeren Luft und einer hellleuchtenden Sonne empfanden, kehrte ihre ganze Munterkeit wieder zurück. Der Ueberfluß, der ihrer in O-Tahaiti und den benachbarten Inseln wartete, und die Aussicht, dort mehr als einen Sinn, der jetzt so lange gefeiert hatte, zu vergnügen, verbreitete oft einen Grad von Fröhlichkeit, die in abenteuerliche Tänze und ausgelassene Possenspiele ausbrach. Die Nächte, die jetzt mild und

warm zu werden anfingen, wurden im Mondenschein oder auch im Finstern angenehm verplaudert, und das noch übrige Ungemach der Reise, welches gegen den Beschluß unseres Sommerzugs an sich immer unerträglicher ward, schien, eben weil es zu Ende ging, weit weniger als sonst gefühlt zu werden. Man muß mit Cook gereis't sein, um recht lebhaft zu empfinden, daß ein schönes Klima wirklich mehr, als die Hälfte alles Genusses, dessen der Mensch fähig ist, aufwiegt. Wenn man mit eigenen Augen gesehen hat, wie es gleichsam magisch wirkt, daß Herzen, die vorher in sich gekehrt und gegen jedermann verschlossen waren, sich für einander öffnen; wie es Heiterkeit und frohen Scherz erweckt; wie es einen ganzen rohen Haufen mit einem gemeinschaftlichen Geiste belebt: so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es dem Menschengeschlecht in warmen Ländern zuerst gelingen mußte, den schönen Bund der Geselligkeit zu errichten und zu jenem höchsten Genusse ihres Dasein's hinanzusteigen, der nur in der Freude anderer zu finden ist.

Georg Forster.

123. Die Seeschlacht bei Abukir.

Bruey's Flotte lag, einen stumpfen Winkel bildend, nahe am Strande Aegyptens in gedrängter Schlachtordnung vor Anker. Links schloß sie sich an eine kleine Insel an, auf der eine Batterie von Kanonen und Mörsern aufgeführt war. In ihrer Fronte fanden sich Untiefen und Riffe; viele Kanonierschaluppen und vier Fregatten flankirten ihre Linie. Diese vortheilhafte Stellung und die damit verbundene Ueberzeugung, daß die ganze engländische Seemacht ihm in derselben nichts anhaben könne, bewogen den französischen Admiral, in größter Ruhe den Angriff abzuwarten, welches er um so mehr konnte,

als er 1190 Kanonen, die Engländer aber nur 1026, er also beinahe 200 Feuerschlünde mehr hatte.

Die Trefflichkeit der Aufstellung und die damit verbundene imposante Macht würden bei jedem andern General Bedenken erregt haben; der feurige, kühne Nelson aber, voll Vertrauen auf die Tüchtigkeit seiner Leute, die Treue seines Volks und die Mittel, welche sein Genie ihm bot, schwankte keinen Augenblick bei der Frage, ob er eine Schlacht wagen solle oder nicht; es waren auch bereits alle Vorkehrungen dazu getroffen; überhaupt hatte der Admiral, während man nach der französischen Flotte suchte, so oft als möglich alle Capitains und Commandeurs der einzelnen Schiffe zu sich an Bord kommen lassen, ihnen seine Ideen über die verschiedenen Arten des Angriffs entwickelt, ihnen seine Entwürfe mitgetheilt, nach denen er in jedem vorkommenden Falle zu operiren entschlossen war, daß die sämmtlichen Befehlshaber, in die Ansichten des Admirals eingeweiht, nun, sobald sie die feindliche Flotte sahen, nach eigenem Ermessen das thun konnten, was mit des Admirals Willen auf das beste zusammenhing, selbst ohne noch specielle Befehle oder Signale von ihm zu erwarten; deßhalb entwickelte sich auch Nelsons Angriffsplan hier mit einer Raschheit und Energie, mit einer Uebereinstimmung in allen Theilen, wovon in den Annalen der Geschichte kein Beispiel mehr vorkommt.

Kaum war man der französischen Kriegsschiffe ansichtig geworden, als Nelson auf seinem Admiralschiffe die Segel nach dem Winde aufziehen ließ, welches sogleich von allen Schiffen nachgeahmt wurde. Darauf gab er das Signal, sich zur Schlacht zu rüsten, und signalisirte sogleich die Art, wie er zu operiren entschlossen war. Endlich rückte die ganze Flotte, einen großen Bogen bildend, gegen den Feind heran. Alle

diese Bewegungen erfolgten in so großer Schnelligkeit, daß die französischen Capitains, welche eben auf dem Admiralschiff zu einem Kriegsrath versammelt waren, kaum noch die nöthige Zeit hatten, um auf ihre Schiffe zurückzukehren. Indessen trotz der Ueberraschung behauptete die französische Flotte ihre Stellung mit Kraft und Entschlossenheit; keine Flagge wurde aufgezogen, keine Kanone abgefeuert, kein Mann ließ sich auf dem Verdeck sehen, alles kündigte die größte Ordnung und Ruhe an.

Nelson hatte beschlossen, die Schlacht mit dem Durchbrechen der feindlichen Linie zu eröffnen — ein Manöver, das selbst in freier See für eine geübte, bewegungsfertige Flotte von großer Schwierigkeit ist, dagegen, wenn es gelingt, zu den glänzendsten und entschiedensten Siegen führt. Hier erschien ein solcher Versuch doppelt gewagt, da der Feind nahe am Strande lag, und also in seinem Rücken kein Raum zur freien Bewegung für die angreifende Flotte befindlich war. Nelson aber sprach: Es soll Raum sein! — und es ward Raum da! Nelson dachte: wo ein feindliches Schiff nahe am Ufer liegen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß es auf den Strand gerathe, da, wo ein feindliches Schiff manövriren, sich drehen und schwenken kann, da muß auch noch Raum für ein anderes Schiff zu finden sein, und so gab er denn das Zeichen zum Angriff. Zwei Schiffe eröffneten den Zug, indem sie zwischen der Insel (an welche der eine Flügel der französischen Flotte sich anlehnte) und den Schiffen daselbst hindurch segelten; ihnen folgten drei andere nach, und alle nahmen ihre Stellung im Rücken des Feindes, den dieser durch das nahe Land vollkommen gedeckt glaubte. Ein lebhaftes Feuer, sowohl von den Batterien der Insel, als auch den schweren Geschützen der Verdecke, hatte die Engländer an ihrem Vorhaben zu hindern gesucht, doch vergeblich; unaufhaltsam und unerschrocken

waren dieselben vorwärts gedrungen. Ein sechstes Schiff hatte das Feuer in der Front eröffnet und deckte die Annäherung des zweiten Treffens, das nun in geschlossener Front dem Feinde entgegenrückte und denselben von vorn angriff. Sechs Schiffe kamen nach einander an und legten sich auf dem ihnen angewiesenen Posten vor Anker, so daß die Franzosen von den Engländern ganz umzingelt, eingeschlossen waren — Bewegungen, welche sie, da sie vor Anker lagen, nicht durch Gegenbewegungen hindern konnten — nur ein einziges Schiff, le Tonnant, blieb einigermassen frei. Die Kanonade begann um halb sieben, kurz vor Untergang der Sonne, indem der Capitain Thompson auf dem Leander von 50 Kanonen sich so dicht vor den Franklin legte, daß er diesen sowohl, als das Admiralschiff l'Orient, mit dem fürchterlichsten Erfolge beschoß.

Ein Kanonenfeuer entwickelte sich nunmehr von beiden Seiten, das die Erde in ihren Grundfesten wankend machen zu können schien: Engländer und Franzosen kämpften mit gleichem Muth und gleicher Entschlossenheit; allein so groß die Zuversicht der letztern anfangs gewesen, da sie auf die Unangreifbarkeit ihrer Stellung gebaut, so waren sie doch jetzt nicht wenig betroffen, als sie diese unüberwindliche Stellung auf einmal in eine höchst nachtheilige verwandelt sahen; denn viele ihrer Schiffe wurden von beiden Seiten her, manche auch noch vom Spiegel aus beschossen. Die Nacht brach an, bevor sich irgend ein Resultat gezeigt hatte. Auf ein Signal zogen die engländischen Schiffe ihre großen Leuchten auf; allein dieß wäre, wenn es nicht geschah, um sich gegenseitig in der Verwirrung des Kampfes zu erkennen, unnöthig gewesen, denn unaufhörliche Blitze aus 2200 Feuerschlünden erhellten die Nacht. Bald betrachteten sich die Engländer als Sieger, denn das erste Schiff der französischen Linie war eine Stunde nach Eröffnung des allgemeinen Feuers entmastet; zehn Minuten später hatten

zwei andere Schiffe dasselbe Schicksal, und um acht Uhr ward das vierte und fünfte Schiff in der Linie genommen. Der Lieutenant Galwei von dem Linienschiff Vanguard nahm von dem letztern, dem Spartiate, Besitz und brachte den Degen des französischen Capitains an Nelson, welcher dieß Siegeszeichen im unteren Raume seines Schiffes empfing (wohin er sich zurückgezogen, da er am Kopfe stark verwundet worden war), während der Capitain Barey commandirte.

Nachdem diese Vortheile errungen, schien der Sieg nicht mehr zweifelhaft; doch setzten die großen französischen Schiffe in der Mitte der Schlachtlinie, der Tonnant, der Heureux und das mächtige Admiralschiff l'Orient, den Kampf mit der größten Entschlossenheit fort. Allein die Stunde des französischen Befehlshabers hatte geschlagen, Brueys war in Gesicht und Hand verwundet — jetzt riß eine Kanonenkugel seinen Körper in Stücke, und zehn Minuten nach neun Uhr bemerkte man auf dem Admiralschiff einen Brand, der aus der Cajüte kam, und bald stand der ganze hintere Theil des Kolosses in lodern-dem Feuer, das die Nacht schauerlich erhellte, alles mit rother Gluth übergießend, den Himmel färbend und weit umherleuchtend, so daß man auf den entferntesten Schiffen die Flaggen und Wimpel deutlich sehen konnte.

Die schrecklichste Verwirrung herrschte hier; die Pumpen waren zerschossen, die Feuereimer durchlöchert; man suchte zu helfen, zu löschen, doch vergeblich; — endlich ergriff um 10 Uhr das Feuer die Pulverkammer, und mit fürchterlicher Erschütterung flog das mächtige Gebäude von 120 Kanonen mit 1100 Mann Besatzung in die Luft. Nelson entwickelte, als das Unglück geschehen war, einen achtungswürdigen Zug der Menschlichkeit; sobald man ihm angezeigt, daß das französische Admiralschiff vom Feuer ergriffen sei, ging er, unaufge-

halten durch den Schmerz seiner Wunde, auf das Verdeck und ertheilte die erforderlichen Befehle, um von der Besatzung zu retten, was man konnte; sogleich nach der Explosion sandten dann mehrere Schiffe ihre Boote ab, denen es gelang, siebenzig Mann den Wellen zu entreißen. Beinahe alle übrigen von dem so gräßlich zertrümmerten Fahrzeuge fanden ihr Grab in den Fluthen. Ein gleiches Schicksal hatte auch der Divisionschef Casabianka. Alle Vorräthe ferner, wie die ungeheure Kriegskasse, versanken mit den Trümmern in den Fluthen.

Nach dem Auffliegen des Orient erfolgte eine augenblickliche Todesstille; bald aber erhob sich der Kanonendonner auf's neue und dauerte mit einigen kurzen Unterbrechungen bis Morgens um drei Uhr fort. Da der Sieg nun im Vordertreffen entschieden war, richtete sich der Angriff derjenigen engländischen Schiffe, welche nach ungeheuren Beschädigungen, die auch sie erlitten, sich noch in Bewegung setzen konnten, auf das französische Hintertreffen. Auch hier ward die Schlacht mörderisch und furchtbar zerstörend. Um sechs Uhr strich die Fregatte Artemisia die Flagge; doch kam das Schiff nicht in den Besitz der Engländer, denn nachdem der Capitain dem Feinde noch ein paar volle Ladungen gegeben, floh er mit seiner Mannschaft auf das feste Land und legte Feuer an das Schiff. Eine zweite Fregatte war durchlöchert von dem englischen Geschütz und sank unter; doch war die Stelle so wenig tief, daß ihr ganzes Castell über Wasser blieb, und die Leute, welche das Schiff bedienten, auf diesem Wege gerettet werden konnten. Noch hatten drei Schiffe und zwei Fregatten sich nicht ergeben; da aber der Contreadmiral Villeneuve sah, daß ein längerer Widerstand den Sieg der Engländer nur noch mehr verherrlichen würde, gab er das Zeichen, daß man sich rette, so gut man könne. Darauf wurden die Ankertaue gekappt, und die fünf Schiffe ergriffen die Flucht. Der Capitain Hood

bemühete sich, mit dem Zealous sie einzuholen, doch vergeblich. Der prächtige Timoleon war ganz entmastet, konnte also sein Heil nicht im weiten suchen. Um nun das Schiff wenigstens dem Feinde nicht zu überliefern, warf der Capitain sich auf den Strand, die Mannschaft rettete sich auf das Land, und die Engländer hinwiederum, welche sich eine Beute entrissen sahen, wollten den Franzosen nunmehr auch die Armatur und die Vorräthe des Schiffs rauben und steckten es daher in Brand. Das große Kriegsschiff, der Franklin, und mit ihm der erste Contre-Admiral Blunquet ergab sich. Der Mercure und der Heureux, während des Gefechtes gestrandet, ergaben sich gleichfalls, weil sie durch die Nähe der Feinde gehindert waren, ihre Besatzung an's Land gelangen zu lassen. Am längsten wehrte sich der kolossale Tonnant. Auch ihm waren alle Masten gekappt; doch der Commandeur desselben, Thouars, erklärte, es solle, so lange er lebe, der Feind nicht an Bord kommen. Der Tod entband ihn seines Gelübdes, eine Kugel streckte den Helden nieder, und erst jetzt ergab sich sein Volk den Siegern. So waren alle französischen Schiffe, welche in dieser furchtbar mörderischen Schlacht gefochten, entweder genommen oder vernichtet, bis auf diejenigen fünf, welche die Flucht ergriffen. Es gelang ihnen auch, sich ohne Unfall zu retten. Der Admiral Villeneuve lief mit dem größten Theile derselben in Malta ein; das Kriegsschiff le Genereux aber kam nach Corfu und hatte unterwegs noch das Glück, den Leander zu erobern, welcher abgeschickt war, um dem Grafen von St. Vincent in Cadix die Nachricht von dem erfochtenen Siege zu überbringen.

So gräßlich wüthet eine Seeschlacht, welche übrigens hier an diesem besondern Orte noch dadurch etwas von ihrem eigenthümlichen Charakter verlor, daß sie nahe am Lande vorfiel, also die Flucht eines Theiles der Besiegten noch möglich war.

Mitten auf dem Meere ist hiezu jede Hoffnung vereitelt; wo ein jeder steht, muß er stehen bleiben oder fallen. Leichte Verwundungen werden weniger geachtet, als ein Schnitt, den man sich mit einem Messer macht, — leichte Verwundungen werden kaum verbunden; nur nach den schwer, nach den lebensgefährlich Verletzten sieht der Chirurg im untersten Verdeck. Manches wird gethan, um die Leute, wenigstens scheinbar, gegen die dringendste Gefahr zu schützen; so stellt man die Hängematten der Matrosen, die hängenden, aus Hanfleinwand gemachten Bettstellen, mit ihren Deckeln auf dem Verdeck an beiden Seiten auf, um eine Art leichter Verschanzungen gegen die Flintenkugeln zu bilden. Allein jeder Officier weiß, daß dieß nur zur Beruhigung der Leute geschieht, und daß ein paar Matten und wollene Decken gegen Hunderte von 36= und 24=Pfündern nichts helfen; daß das Kleingewehrfeuer, welches theils von den Marsen, theils von dem Deck selbst unterhalten wird, von geringer oder gar keiner Bedeutung ist. Ein unbesiegbarer Muth muß jedem Matrosen, jedem Seesoldaten innewohnen; dem Zaghaften wehe, ihm erscheint kein Rettungsboot, keine Hoffnung flammt auf in seiner Brust, dem Tode muß er ohne Furcht, dem Tode in seiner gräßlichen Gestalt muß er in's Auge schauen. Auf Pistolenschußweite rücken die Schiffe einander entgegen, aus jeder Oeffnung speit ein Vulkan unaufhörlich Feuer, und jeder Blitz trägt eine furchtbare, vielleicht eine glühende Eisenmaße hinüber in das Gebälk, in die Segel des feindlichen Schiffes. Die Kanonen im Vorderbug können nicht nach dem Schusse zurückgezogen werden; draußen vor dem Schiffe steht auf einer schmalen Planke der Soldat, der sie ladet, der sich, um nicht zu fallen, rittlings auf den Feuerschlund setzen muß, um von oben die Patrone, welche ihm durch die Geschützpforte gereicht wird, in den Lauf zu schieben und mittelst eines in der Mitte gebrochenen, mit einem Gelenk versehenen Ladestockes in den Hintergrund der Kanone

zu treiben. Der Kartätschenhagel, welcher die im Innern verborgenen Männer nicht trifft, reißt die draußen stehenden in Stücke — sie stürzen in das Wasser und haben nicht einmal die Hoffnung, daß sich eine Hand nach ihnen ausstreckt. Doch müssen neue Leute, welche wie jene ihr Loos kennen, welche wissen, daß ein sicherer Tod sie erwartet, hinaus, die Stelle der Herabgeschossenen einnehmen, bis auch sie durch den blutigen Tod von ihrem Posten abgelös't sind.

Nicht genug, daß Kartätschen und Paßkugeln die Kämpfenden bedrohen, auch andere Formen sucht der Mord sich aus, um seine Beute zu erfassen; — der zerschmetterte Mast stürzt fünfzig zugleich über Bord, die auf den Marsen und in dem schwankenden Tauwerk hingen, die zermalmt werden durch des fallenden Kolosses Wucht; große Stücke von den Balken — Splitter nennt sie der Seemann — reißt eine Kugel los, und zerrissen werden von den scharfen Kanten, durchbohrt von den Spitzen, erschlagen von der schweren Masse die Unglücklichen, welche in der Nähe solches Splitters waren. Eine Bombe fällt oder eine glühende Kugel auf das Verdeck, durchbricht die leichte Bretterhülle: da brechen Flammen aus im untern Raum — zu dem erstickenden Pulverdampf, der nicht entweichen kann durch die weit geöffneten Pforten und Luken, gesellt sich Rauch des brennenden Holzes und Theers, welcher die Tauwerke durchdringt und in Werg verhüllt in den Fugen steckt. Eimer fliegen an langen Leinen vom Verdeck des Schiffes hinab und schweben voll wieder empor und werden ausgeleert in die Gluth; doch vergeblich, denn die Harzmasse, welche solch ein Schiff enthält, ist so außerordentlich, daß Löschen mit Wasser kein Löschen, sondern ein Vermehren des Feuers ist; Sand und Erde wäre da das einzige Mittel: allein woher dieses mitten auf dem Meere bekommen, da große Schiffe selbst nicht als Balast Sand führen, sondern Blei- und Eisenmassen wählen.

Bald hat die Gluth die Verdecke gebläht — durch die Ritzen sprühen Funken, züngeln Flammen — die Planken bersten, die volle Gluth schlägt herauf. Kleine Explosionen vermehren die Schrecken, vergrößern die Noth, denn niemand wagt sich mehr an die Stelle des Feuers selbst hin, welches nun ungestört um sich greift. Man sucht nur noch durch Absperren, durch Abschneiden der Luft die Flamme zu ersticken; schon ist sie jedoch zu groß, um sich auf so leichte Weise bändigen zu lassen — mit Entsetzen sehen die verlornen Matrosen Blitze durch den Kühl brechen; hier wird noch ein kleiner Pulvervorrath dieser, dort jener Kanone erfaßt, die geladenen Stücke lösen sich von selbst, in die ungeheure Gluth des untern Raumes schmilzt das Kanonenmetall und vermehrt herniederfließend noch die Gefahr, indem es die untersten Gegenden mit Feuer erfüllt, wohin noch keine Flamme gedrungen war, indem das geschmolzene Metall brennende Spuren zurückläßt, überall, wohin es fließt.

Jetzt leckt die Flamme schon an den Masten; am Tauwerk, an den durch und durch getheerten Seilen züngelt ein grünes, blaues und rothes Feuer empor — das unglückliche Schiffsvolk soll retten, und niemand weiß was — auf den brennenden Leitern steigen die Matrosen hinauf, um die Segel loszuschneiden und sie in's Meer zu werfen, damit sie nicht, von den Flammen ergriffen, noch auf andere Schiffe fliegen und diese gleichfalls in Brand stecken; — betäubt, erstickt, halb gebraten fallen die Armen nieder auf das Verdeck, glücklich, wenn nur gleich todt, wenn nicht zu langsam gräßlichen Folterqualen bestimmt. Bald muß man auch diese Mühe aufgeben; oben kann des Qualms wegen niemand aushalten, unten nicht, weil ein wahrer Feuerregen von geschmolzenem Pech aus den Tauen und Seilen niederträufelt. Die noch hängenden Segel werden nun ergriffen, flattern hoch auf, brennende Stücke reißen sich

los und fliegen, feurige Fahnen, in der Luft umher. Jeder Versuch einer Rettung des Schiffes wird aufgegeben, nur noch die Mannschaft dem sichern Tode zu entführen, bleibt einige Hoffnung; die Boote füllen sich mit Menschen, auch von andern Schiffen sind welche herzugeschickt, um aufzunehmen, was noch zu fliehen vermag, denn die ächzenden Verwundeten werden ihrem Schicksale überlassen; — zu ihnen, die im Zwischendeck eingesperrt sind, kann man nicht mehr gelangen, auch hat der Qualm sie wohl schon erstickt.

Rettung lacht den Glücklichen entgegen, welche die Schaluppen erreichen — sie stoßen ab vom Schiffe — da flammt der Koloß plötzlich auf im weißen Licht, ein Donnerschlag ertönt, als brächen der Erde Grundfesten zusammen, die Pulverkammer ist von dem fließenden Metall erreicht, auf fliegt das Schiff in die Luft.

Todesstille herrscht rings umher. Alle Schiffe, welche in der Schlacht waren, sind durch den Schlag, den das Seebeben verursachte, erschüttert; die Masten krachen, die Planken knacken in ihren Fugen, die See wogt auf und ab, ein tiefes Wellenthal, dem augenblicklich eine ungeheure bergähnliche Wassermasse folgt, bezeichnet die Stelle, wo das stolze Orlogschiff von 120 Kanonen stand. Jetzt sieht man nur Trümmer umherschwimmen, und hoch im Bogen, aus dem Rauche, der die Luft erfüllt, stürzen die Tausende von Fußen hinaufgesprengten Balken, Raaen und Masten nieder, zerschmettern, wenn sie ein Schiff treffen, gleich Bomben dessen Verdecke, reißen es mit in das Verderben.

Aber die Mannschaft ist doch glücklich entkommen — nein! die Explosion schlug die Boote um, der furchtbare Schlag erstickte die noch zu nahe dem Schiffe Zurückgehaltenen; kein

Mann kommt davon, mit dem Tode verfallen sind alle, welche mitleidsvoll herzueilten, um zu retten; das Wasser verschlang die schweren eichenen Boote; auf dem Wasser schwimmen unter tausend Trümmern, unter Planken, Splittern, Möbeln aus den Wohnungen der Officiere, die Leichen halb und ganz verbrannter Menschen, — der Tod hielt eine furchtbare reiche Ernte. — Aber kaum hat das Entsetzen, das die Gemüther erfaßt, sich ein wenig gelegt, kaum können die Matrosen wieder einen Athemzug thun, als auch schon neue Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gegeben werden; das Gräßliche ist vergessen, weil es schon vergangen ist, nur mit der Gegenwart hat man zu thun, — und wieder donnert aus allen Stückpforten der Mord mit seinen schrecklichsten Waffen gegen den Mord; einander zu vernichten streben beide Theile, und jeder Sieg über einen Einzelnen ist ein Sieg für das Ganze, bis endlich die Schale des Glückes sich auf eine oder die andere Seite neigt, und hier noch ein Schiff seine Masten hat, während dort schon alle entwaffnet, kampfunfähig sind; nun ist die Schlacht entschieden, und derjenige hat sie gewonnen, der noch eine Fregatte mit der Siegesnachricht absenden kann.

Wie mörderisch eine solche Seeschlacht ist, geht aus den Berichten über die Resultate hervor. Die Franzosen hatten in der oben beschriebenen auf ihren 13 Schiffen ungefähr 11,000 Mann; davon blieben 5226 Mann todt, und 1000 ungefähr waren schwer verwundet; ein Theil derselben hatte sich an's Land gerettet, 3700 Gefangene fielen, fast alle verwundet, auf den eroberten Schiffen in die Hände der Engländer; — mit den Schiffen, welche die Flucht ergriffen, kamen noch tausend Mann mit dem Leben davon. So hatte die Schlacht zehn Elftel der ganzen Masse hinweggerafft. Die Engländer behaupteten zwar, nur 218 Todte und 677 Verwundete zu haben, allein das sind Nachrichten, wie der Sieger immer verbrei-

tet, um seinen Sieg zu verherrlichen. Nehmen wir an, daß diese 895 die Zahl der nicht Verwundeten war, so werden wir ohne Zweifel der Wahrheit näher kommen; denn die Franzosen hatten sich so tapfer gewehrt, daß kein Schiff von den engländischen im Stande war, den Fliehenden nachzusetzen, und das eine, welches man später abschickte, um die Nachricht nach Europa zu bringen, war in so elendem Zustande, daß eines der flüchtigen französischen dasselbe mit leichter Mühe nehmen, zur Uebergabe zwingen konnte. Es wäre eine ganz eigene Partheilichkeit des Schicksals gewesen, wenn in einer Seeschlacht der eine Theil gerade zehnmal so viel verloren haben sollte, als der andere.

So schrecklich ist aber nicht die Bestimmung aller Schiffe; — die Kauffahrer haben nur ein paar Kanonen, um Signalschüsse zu thun, oder anzuzeigen, daß sie in Noth sind. Doch dem Brande und seinen schrecklichen Folgen ist jedes, auch das kleinste Fahrzeug ausgesetzt, und um bei solchem Unglück, wenn es in der Nähe eines Hafens geschieht, so wie überhaupt bei Sturm und Unwetter, bei dem Scheitern eines Schiffes unfern der Küsten helfen zu können, hat man eigene Veranstaltungen.

W. F. A. Zimmermann.

124. Die Vögel Habich und Hättich.

Es gibt zwei Vögel — sie sind bekannt —
Sie heißen Habich und Hättich,
Fromm ruhet jener euch in der Hand,
Doch dieser fliehet euch spöttig.

Ein Habich erfreuet seinen Herrn,
Und kann wohl besser ihm nützen,

Als tausend Hättich, die hoch und fern
Auf Dächern und Bäumen sitzen.

Das Vöglein legt ihm manch goldenes Ei
Und singt: „Sei zufrieden, zufrieden!“
Er treibt sein Tagwerk fröhlich dabei,
Und Schlaf erquicket den Müden.

Doch wer einen Hättich in's Auge faßt,
Und mit Begier nach ihm strebet,
Der hat nicht Ruhe, der hat nicht Rast,
So lang er auf Erden lebet.

Er rennt und keucht bis an seine Gruft,
Gebirg und Thal auf und nieder,
Und immer rauscht in der hohen Luft
Der Vogel mit goldnem Gefieder.

Drum läßt sich jeder verständige Mann
An seinem Habich genügen,
Und lacht ihn auch manchmal ein Hättich an,
So läßt er mit Gleichmuth ihn fliegen.

Langbein.

125. Krönung Josephs II. in Frankfurt.

Der Krönungstag brach an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst in einer der obern Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle, und

beschauten nunmehr von oben wie in der Vogelperspective die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führten, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas besonderes angekündigt wurde.

Bei dem allen herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller die von oben herab den Platz übersehen konnten erregte, war der Zug, in welchem die Herrn von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kurmainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigten mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gesträlten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir andern verzehrten auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichen Tage den wir erlebten mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuche überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten; denn uns deuchte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des ersten beigewohnt, erzählten, Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein gleich neben dem Römer zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Bekleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherze beide Hände er-

hoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin ihren Gemahl zu begrüßen das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volkes auf das höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende habe finden können.

Nun verkündete der Glockenschall und nun die vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus dem Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen Preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieß um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermassen dem Genius des Pöbels zu opfern gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es banenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine große oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Ge-

wölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Zepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen, denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hätte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Zepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigen Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der von andern bereits eingenommen nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das merkwürdigste was öffentlich zu erblicken war sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen

den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gefäß und ein Streichblech in der linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe um die Gabe aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun

diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohen Spässe wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte der andere ihm ein Loch hineinschnitt und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde dießmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermassen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthaltes erbaut war und weil sie das letztemal obgesiegt hatten, wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas gefährlichem und schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Anblick, als die bretterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte wie sie hinauf gekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte ein jedes werde ein paar der zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte, und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß gingen die befugten häufig aus

und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten, Krone und Zepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kurmainz den Majestäten gegenüber, Kurtrier zur rechten und Kurköln zur linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kürfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstandes halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre, noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichst in's Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten. —

Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte, war es so helle, wie es am Tage nur sein kann. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das einzelne recht genießen, als man uns von der herrlichen Erleuchtung sprach, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen den weiten Weg von dem Roßmarkt bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende noch auf Linie noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und

hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jedermann etwas vorsätzliches darin erkennen mußte, wie man denn schon vorher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege, so ging man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

Der hohe Botschafter hatte diesen Tag zu ehren sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Lindenesplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen. Von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Göthe.

126. Anschlagzettel im Namen von Philadelphia.

Avertissement.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hiedurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte

Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den vom Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9. Jänner dieses Jahres anfangen, seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberna auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Kongreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Konstantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltags-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1. Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jakobi-Kirche ab, und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jakobi-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit.

2. Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch und traktirt die Damen damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muthes und lachend auseinander.

3. Läßt er sich eine Holz-Axt bringen und schlägt damit einen Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da denn der Chapeau sogleich aufsteht und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund wie vorher.

4. Er zieht drei bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durcheinander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5. Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich πᾶν metaphysica genannt, worin er zeigt, daß wirklich etwas sein und nicht sein kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten und gibt es bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

6. Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer und

reiset damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen den 7. Jänner 1777.

Lichtenberg.

127. Frieden und Krieg.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe.
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach.
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach. —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Quelle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden.
Müssige Ruh' ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;

Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Schiller.

128. Winterlied.

Das Feld ist weiß, so hell und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell wie Krystall.
Bleibt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis,
Es flimmert blau und roth und weiß,
Und wechselt seine Farbe;
Aus Schnee heraus
Ragt nackt und kraus
Des Dorngebüsches Garbe.

Von weißem Reif befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen;
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum,
Wie leichter Blüthenregen;

Tief sinkt der braune Tannenast;
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wandrer zu beschütten;
Vom Frost der Nacht

Gehärtet kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht vom Eis beengt.
Voll klarer, blauer Zacken hängt
Das Dach, es stockt die Quelle;
Im Sturz erstarrt
Wie Glas so hart,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise singet laut,
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner von der Scheune;
Der Zeisig hüpft
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan, auf festgediegner Bahn
Klimm' ich den Hügel schnell hinan,
Und blicke froh ins Weite;
Und preise Den,
Der rings so schön
Die Silberglocken streute.

Salis.

129. Die Kraniche des Ibycus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,

Der Lieder süßen Mund Apoll,
So wandert' er, am leichten Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrcorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader zieh'n.

Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren!
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen neh'm ich euch;
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;

Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört, schon kann er nicht mehr seh'n
Die nahen Stimmen furchtbar kräh'n.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen;
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle,
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,

Sie horchten von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie,

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber;
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche bläh'n.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,

Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei!"

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborg'nen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!“ —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberzieh'n.

„Des Ibycus!“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well'
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem, was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen:
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war.“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,

Und es gesteh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Schiller.

130. Der Mastbaum.

Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast,
Mit Segel, Flagg' und Matte,
Ihn beugt der Jahre Last.

Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dieß helle,
Dieß weiße Segelkleid?

Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes inn'res Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen,
Das Meer sollt' ich befahren
Und fremde Länder schauen.

Ich habe die See befahren,
Meerkön'ge sah ich thronen,
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten,
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

Doch nach dem Heimathberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich in's Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

O stilles Leben im Walde,
O grüne Einsamkeit,
O blumenreiche Halde,
Wie weit seid ihr, wie weit!"

Freiligrath.

131. Der Vesuv im December 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärm's es anbraust,
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar,
Weder an Allmacht,
Noch an Reiz für's Auge. Bezeug' es jeder,
Der zum Rand überschüssiger Kratertiefe,
Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporklimmt,
Wo im Sturmschritt rollender Donner machtvoll
Aus dem anwuchsdrohenden, steilen Kegel
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,
Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf geschleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Rubine

Reichlich sä't, bald auch von des Kraters schroffen
Wänden hinabrollt,
Während still, aus nächtlichem Grund, die Lava
Quillt. — Des Rauch's tiefschattige Wolk' umdüstert,
Holder Mond, dein ruhiges, friedenreiches,
Silbernes Antlitz!

Platen.

132. Die Weisen des Morgenlandes.

In des Ostens fernem Lande,
An des reichen Meeres Strande
Forschten bei der Mitternacht
Fromme Weise
Der Gestirne Bahn und Kreise,
Und des hohen Himmels Pracht.

Staunend sah'n sie Gottes Höhen,
Ahneten mit Furcht und Flehen
Ihn, des Lichts und Lebens Quell;
Ach, wie ferne!
Seufzten sie, o Herr der Sterne,
Mach' auch unsre Herzen hell.

Und mit wunderbarem Schimmer
Sah'n sie ein Gestirn, wie nimmer,
Strahlen durch des Himmels Bahn.
Banges Schweigen
Weit umher; da ward den Zeugen
Gottes Rathschluß kund gethan.

„Juda's König ist geboren,
Aller Welt zum Heil erkoren!"

Tönt es in der Weisen Ohr.
Da entbrannten
Ihre Seelen und sie wandten
Freudig ihre Blick' empor.

Siehe, nun erlosch der neue
Wunderglanz; aus sanfter Bläue
Stieg der Morgenstern herauf,
Und von dannen
Zogen sie getrost, begannen
Muthig ihren Pilgerlauf.

Mählig schwand der Heimath Küste,
Vor den Pilgern lag die Wüste,
Wie ein glühend Meer von Sand.
Doch, sie leitet
Froher Glaube und bereitet
Ihre Bahn in's ferne Land.

Bald erglänzte Zions Veste,
Salems Zinnen und Palläste
Schimmerten von Ferne schon.
Heil den Thoren
Zions! jauchzten sie, erkoren
Hat sich euch der Königssohn!

Durch die hohen Marmorbogen
In die Burg Herodes zogen
Nun die frommen Pilger ein.
In des Thrones
Schimmer suchten sie des Sohnes
Angesicht und milden Schein.

Aber den Tyrannen faßte
Satan, seine Seele haßte,
Gottes Licht mit blinder Wuth;
Sanfte Blicke
Bargen seines Herzens Tücke
Und des finstern Herzens Glut.

Nach dem Rathschluß seiner Weisen
Hieß er jetzt die Pilger reisen
Und nach Bethlehem sie geh'n. —
„Eilt! dort findet
Ihr den Königssohn, verkündet
Dann auch uns, was Ihr gesehn!“

„Freudig will ich zu ihm eilen,
Eure Huldigung zu theilen,“ —
Also sprach der Bösewicht. —
Sieh', es führten
Seine Tücke die verirrten
Pilger zum ersehnten Licht.

Ueber Bethleh'ms Au'n und Hügel
Breitet ihre Rosenflügel
Schon die Morgenröthe aus.
In dem Thale
Lag, umglänzt vom goldnen Strahle,
Frommer Hirten stilles Haus.

Und von neuem sah'n sie prangen
Das Gestirn, die Lüfte klangen
Von melodischem Getön —
Um die Schwelle

Floß ein Licht, und helle
Glänzten Bethleh'ms stille Höh'n. —

Sieh', die Thür ging auf, es kamen
Fromme Hirten, freundlich nahmen
Sie die müden Pilger ein.
Und mit leisen
Tritten nahten sich die Weisen
Dem verschwiegnen Kämmerlein.

In der heil'gen Mutter Schooße
Lag das Kind, wie Sarons Rose
In der Morgenröthe Licht.
Voll Gedanken
Standen jene, sah'n und sanken
Betend auf ihr Angesicht.

Aber sie, die Hochbeglückte,
Neigt ihr Haupt zum Kinde, drückte
Schweigend es an ihre Brust;
Und den Hehren
Lächelnd Auge füllten Zähren
Hoher Wonn' und Himmelslust.

Ehrfurchtsvoll und freudig neigten
Sich die Pilger nun und reichten
Weihrauch, Gold und Myrrhen dar;
Balsamdüfte
Schwebten durch die reinen Lüfte
Und des Kindes Lockenhaar.

Aber ach! in dunkler Kammer
Schreckt die Schlummernden ein Jammer,

Und ein finstres Traumgesicht.
Rahels Wehe
Scholl um Bethleh'ms stille Höhe,
Blutig schien der Sterne Licht.

„Mit der Hölle düstern Thoren
Hat ein Heuchler sich verschworen,
Dürstend nach der Unschuld Blut.
Doch vergebens
Droht dem Born des Lichts und Lebens
Satans List und blinde Wuth.“

Mit der Dämmrung erstem Strahle
Eilten sie aus Bethleh'ms Thale
In der Heimath fernes Land.
Froh begrüßten
Reich im Glauben sie der Wüsten
Oede Bahn und heißen Sand.

Und das Licht, das sie gefunden,
War dem Wütherich entschwunden —
Ihn umhüllte Nacht und Wahn.
Heil'ge Wahrheit,
Die nur schauen Deine Klarheit,
Die voll Demuth Dir sich nah'n.

Krummacher.

133. Die nackten Weisen.

Als Alexander zu den nackten Weisen
Gekommen war auf seinen Siegesreisen,
Den nackten Weisen, die nicht Sorge tragen,
Wie sie sich kleiden und wovon sie speisen,

Befragt' er sie um ihrer Weisheit willen,
Und diese Antwort ward ihm von den Greisen:
Wir tragen kein Gewand, weil nackt in's Leben
Der Mensch und nackt muß aus dem Leben reisen.
Wir führen Krieg nicht, weil das Gold der Erde
Nicht werth ist, roth zu färben drum das Eisen.
Die Erd' ist unser Bett, und uns're Decke
Der Himmel, dessen Lichtgestirne kreisen.
Und Alexander wollte, daß erbitten
Von ihm sich sollten ein Geschenk die Weisen.
So wollest du uns binden Tod und Alter,
Daß wir nicht sterben und auch nicht ergreisen!
Er sprach: Nur das steht nicht in meinen Kräften.
Sie sprachen: Hoher Herr, deß Macht zu preisen!
Was willst du denn uns andre Schätze bieten,
Die, wie du siehst, uns keinen Dienst erweisen?

Rückert.

134. Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechs und siebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt:

Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich

Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Gränzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Chamisso.

135. Der Postillon.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geissel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden,
Und vorbei wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt am Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Haag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Lenau.

136. Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!

Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die gold'ne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Wein's
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süsser Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,

Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Göthe.

137. Die Kinder im Walde.

Es blieben einst drei Kinder stehn,
Die grad zur Schule sollten gehn,
Sie dachten dies und dachten das,
Das Lernen sei ein schlechter Spaß.

Und sprachen dann mit leichtem Sinn:
Ei laßt uns doch zum Walde hin,
Das Spielen ist der Thierlein Brauch,
Laßt spielen uns mit ihnen auch.

Sie luden dann im Walde ein,
Zum Spiel die Thiere groß und klein;
Doch sprachen die: es ist uns leid,
Wir haben jetzo keine Zeit.

Der Käfer brummte: das wär schön,
Wollt ich mit euch so müßig gehn,
Ich muß aus Gras ein Brücklein bau'n,
Dem alten ist nicht mehr zu trau'n.

Am Ameishaufen schlichen sie
Ganz leis vorbei, ich weiß nicht wie,
Und liefen vor dem Bienlein schier,
Als wär es gar ein giftig Thier.

Das Mäuslein sprach zu ihnen fein:
Ich sammle für den Winter ein,
Und ich, das weiße Täubchen sprach:
Zum Neste dürre Reiser trag.

Das Häschen winkte freundlich blos:
Ich könnte um die Welt nicht los;
Ihr seht, mein Schnäuzchen ist nicht rein,
Das muß im Fluß gewaschen sein.

Das zarte Erdbeerblüthchen sprach:
Ich nütze diesen schönen Tag,
Zu reifen meine süße Frucht,
Die dann der arme Bettler sucht.

Da kam ein junger Hahn daher,
Sie riefen: Liebster Monsieur Er!
Er hat doch wahrlich nichts zu thun:
Und kann ein Bischen bei uns ruhn.

Pardon! ich hab von Adel Gäst,
Und arrangire heut ein Fest,
So spricht der Hahn voll Gravität,
Verneigt sich steif und kalt und geht.

Drauf dachten sie in ihrem Sinn,
Du Bächlein plätscherst doch so hin,
Komm, spiel mit uns, sei mit uns froh;
Das Bächlein sprach erstaunt: wie so?

Ei seht die faulen Kinder, seht,
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir steht;
Sie meinen, ich hätt nichts zu thun,
Und kann doch Tag und Nacht nicht ruhn.

Menschen, Thiere, Gärten, Wälder,
Wiesen, Thal und Berg und Felder,
Alle muß das Bächlein tränken,
Und die Töpfe auch noch schwenken.

Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter schneiden, Erz zerreiben,
Wolle spinnen, Schiffe tragen,
Feuer löschen, Hammer schlagen.

Ich kann euch alles sagen nicht,
Weil mir dazu die Zeit gebricht;
So sprachs und sprang von Ort zu Ort,
Und husch war gleich das Bächlein fort.

Da war ihr Muth dem Sinken nah,
Als einer einen Finken sah,
Der auf dem Aste saß in Ruh,
Und pfiff sein Lied und fraß dazu.

Sie riefen: ach Herr Biedermann!
Der all die schönen Lieder kann,
Du hast gewiß recht viele Zeit,
Und bist mit uns zum Spiel bereit.

Poz tausend! hab ich schlecht gehört,
Ihr Kinder scheint mir recht bethört;
Ich hab gejagt den ganzen Tag
Den Mücken sie zu fangen nach.

Nun wollen noch die Jungen mein,
Im Schlafe eingesungen sein;
Drum pfeif ich mit dem Brüderchor,
Den Kleinen meine Lieder vor.

Ich sing dem Wald zur hohen Lust,
Ein müder Mann aus froher Brust,
Dem Herren gibt mein Mund den Preis,
Er lobt die Arbeit und den Schweiß.

Doch sprecht! was habt denn ihr gemacht,
Die also schlecht von mir gedacht;
Kehrt um, ihr Müßiggänger ihr!
Und stört die Leut nicht länger hier.

Von allen Thierlein so belehrt,
Sind drauf die Kinder still gekehrt,
Und wußten, daß dem Fleiß allein
Des Spieles Lust ein Preis kann sein.

G. Görres.

138. Der Tapfere.

Was tödtet ihr die Glieder? rief die Wuth
Des Heidenpöbels. Sucht und würgt das Haupt!
Man sucht' den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet. — Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Gluth, so sprach der kranke Greis,
Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen. — Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf;
Bereitet, sprach er, diesen Müden noch
Ein Gastmahl; ich bereite mich indeß
Zur Reise auch. Er ging und betete.

Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
Sei tapfer, Polykarp! — Der Konsul sieht
Den heitern, schönen, ruhigsanften Greis
Verwundernd. Schone, sprach er, deines Alters
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!

Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet, und der mir
Zeitlebens Gutes that? — Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn? — Zermalmet muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, sei's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.

Der Pöbel rief: Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater! Feuer! Feuer her!
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. — Freunde, sprach er, hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleih'n.

Und legte still den Mantel ab und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn,
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte, — bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank, es floß sein Blut; die Flamm' erlosch,
Und eine weiße Taube flog empor. —

Herder.

139. Johanna Sebus.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! — Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück; uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt';
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sich'res Land
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und trüben voll.
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund,
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn;
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Göthe.

140. Das Amen der Steine.

Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort,
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr, als boshaft sprach der Knabe:
Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und harren auf die Predigt.

Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet, und gesprochen:
Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten! —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
Amen, ehrwürd'ger Vater! Amen, Amen!

Der Knab' erschrack; reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
Sohn, sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen:
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zu Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen.

Kosegarten.

141. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;

Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien.“
Das sollst du am Kreuze bereuen!

„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen.

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.

Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint;
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth

Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr? ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh! aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,

Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüber flieh'n,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigne Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;

Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor,
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

Schiller.

142. Der Taucher.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?

Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in die Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunter waget?

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
Und geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärf'st du die Krone selber hinein,
Und spräch'st: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein,
Mich gelüstete nicht nach dem theuern Lohn.

Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt;

Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell,
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod;
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sah'st auf des Meeres tief unterstem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,

Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein,
Und schaff'st du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

143. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Bei'm festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rhein's,

Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;

Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,

Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseite legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du?“ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Giesbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd;
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück.
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,

So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Schiller.

144. Der treue Reiter.

Auf Wagrams Blutgefilden lag,
Bedeckt mit ehrenvollen Wunden,

Major von Wulfen unverbunden;
Erwachend erst am dritten Tag
Aus schwerem, tiefem Todestraume,
Und lechzend, weil mit heißem Brand
Hell über ihm die Mittagssonne stand,
Sah er umher im furchtbar stillen Raume,
Und flehte nur um eine hohle Hand
Voll Wasser: Herr der Schlachten!
Konnt' ich nicht sterben? Muß ich hier verschmachten?

Sieh! da erhob aus starren Leichenhügeln
Sich eine Faust mit Rosseszügeln;
Ein bärt'ges Haupt hob langsam sich empor.
Sein treuster Reiter war's; er keuchte: Herr Major!
Ein Dümpfel ist nicht fern; ich hab' ihn wahrgenommen,
Und hoffe schon noch hin und her zu kommen!

Es lag der Sumpf vom Schlachtfeld ziemlich weit;
Doch auf den Händen kroch der treue Veit,
Deß Lebensfunken schier verglommen,
Und brachte dann, bedeckt mit Staub und Blute,
Den trüben Labetrunk im Hute.
„Hier, Herr Major, ist alles, was ich fand!"

Schnell reißt's der Lechzende ihm aus der Hand.
Will er nicht sterben, muß er eilen;
Doch er vergißt auch nicht, was ihm der Herr gesandt,
Mit seinem treuen Knecht zu theilen.

Trink auch! spricht er. Der Reiter athmet schwer,
Und röchelt, schweigt. Er dringt in ihn auf's neue;
Doch Veit bedarf des Labetrunks nicht mehr;
Es sinkt sein Haupt, des Tapfern Auge bricht —

Der dort vergilt, hat ihm den Tod der Pflicht
Verschönert durch den Tod der Treue.

Kind.

145. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürst von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch Ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste;
Euer Land trägt Edelstein.

Kerner.

146. Kaiser Rudolph's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: Ihr guten Meister!
Aerzte! sagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem zerbroch'nen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?

Und die Meister sprechen: Herr!
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
Meister! Dank für diese Kunde.

Auf nach Speyer! auf nach Speyer!
Ruft er, als das Spiel geendet;
Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet!

Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen,
Zaudernd steh'n die Diener all';
Doch er ruft: Folgt ohne Zagen!

Und das Schlachtroß wird gebracht.
Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,
Spricht er, trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht halb Leich' aus seinem Schlosse!

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder;
Vögel, die in ihrer Huth,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Weg's daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild,
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien:
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Lust im Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen.

Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

Reichet mir den heil'gen Leib!
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte. —

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten;
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden;

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Kerner.

147. Lob des Gesanges.

Wer ungeregelt
Die Sinne träget

Wenn Künstler singen
Und Saiten klingen,
Ist taub an Ohren
Und krank geboren,
Weil sonst sich reget
Was Sinnen träget.

Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden.
Man soll ihn oben
Auch also loben;
Da wird das Singen
Viel schöner klingen.

Mehr Lust für Ohren
Ist nicht geboren;
Sie treibt von Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann tiefer dämpfen,
Gibt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

Was hier sich reget
Und Sinnen träget,
Heißt David singen;
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren
Was je geboren,
Weil er gereget,
Was Liebe träget.

Tscherning.

148. Das Lied von den deutschen Strömen.

Laßt uns die deutschen Ströme singen
Im deutschen festlichen Verein,
Und zwischendurch die Gläser klingen —
Denn sie beschenken uns mit Wein;
Auf ihre Töne laßt uns lauschen,
Die alle jetzt vorüberweh'n,
Und bald der Wellen lautes Rauschen,
Bald ihren freien Gruß versteh'n.

Zuerst gedenkt des alten Rheines,
Der fluthend durch die Ufer schwillt,
Und seines gold'nen Labeweines,
Der aus der Traube lustig quillt;
Denkt seiner schön bekränzten Höhen
Und seiner Burgen im Gesang,
Die stolz auf jene Fluren sehen,
Die jüngst das deutsche Volk bezwang.

Tief in des Fichtelberges Klüften,
Mit grauen Nebeln angethan,
Umweht von nördlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein,
Und drängt, bekränzt mit Weingeflechte,
In seine Ufer sich hinein.

Im Land der Schwaben auferzogen,
Eilt rasch und leicht der Neckar hin;
Wenn auch nicht mit gewölbten Bogen
Gewalt'ge Brücken drüber zieh'n,

Doch spiegeln gleich den schönsten Kränzen,
Sich Dörfer in der klaren Fluth.
Und dunkelblau, mit sanftem Glänzen,
Der Himmel, der darüber ruht.

Gestiegen aus verborg'nen Quellen,
Im grünen, lustigen Gewand,
Um welches tausend Falten schwellen,
Strömt weit die Donau durch das Land;
Die Städte, die sich drin erblicken,
Erzählen von vergang'ner Zeit,
Und fragen dann mit stillem Nicken:
Wann wird die alte Pracht erneut?

Durch alle Gau'n der freien Sachsen
Ergeht sich stolz das Riesenkind;
Es sieht, wie sonst, die Eichen wachsen,
Doch sucht es seinen Wittekind,
Und denkt es der gesunk'nen Helden,
Dann zögert es im raschen Lauf,
Und wünscht, was alte Sagen melden,
Herauf, aus seiner Fluth herauf.

So nah dem hochbeglückten Lande,
Wo Zwingherrnblut die Erde trank,
Und nach gelös'tem Sklavenbande
Das Römerjoch zu Boden sank,
Vernimm, o Weser, uns're Grüße,
Sie sollen jubelnd zu dir zieh'n,
Voll Ernst und stiller Würde fließe,
Du Freiheitsstrom, zum Weltmeer hin.

Es sei der Oder jetzt gesungen
Der letzte schallende Gesang;
Einst hat zu laut um sie geklungen
Das deutsche Volk im Waffenklang.
Als es sich still und stark erhoben
In seiner ganzen Riesenmacht,
Da half der Helfer ihm von oben,
Geschlagen ward die Völkerschlacht.

So rauscht, ihr Ströme, denn zusammen
In Ein gewaltig Heldenlied;
Zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen,
Die ihr im tiefsten Herzen glüht!
Eins wollen wir uns treu bewahren,
Doch Eins erwerben auch zugleich;
Du Herr, beschütz' es vor Gefahren,
Und zu uns komm' Dein freies Reich.

Schenkendorf.

149. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich II. von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrod auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte; auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber

manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen? — Der König wußte, warum; denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?" Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar?" Der König erwiederte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle?" Der Müller erwiederte: „Gnädigster Herr, so habt ihr auch nicht so viel Geld, daß ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil." „Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich auch darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse eure Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiederte dem Könige: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte

Leser aber darf schon ein wenig Respect haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Hebel.

150. Die Schlacht bei Kunersdorf und Kleist's Tod, den 12. August 1759.

Friedrich's Heer in dieser für Preußen so unglücklichen Schlacht war 40,000 Mann, das der Verbündeten, Russen und Oesterreicher, über 60,000 Mann stark. Die feindliche Macht stand zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf Anhöhen in einem verschanzten Lager, das von einer ungeheuern Artillerie vertheidigt wurde. Der rechte Flügel war durch die Oder, der linke durch Sümpfe gedeckt, und vor der Fronte waren tiefe Gründe. Aller dieser Vortheile ungeachtet und trotz der sichtbaren Ueberlegenheit der Feinde beschloß der König, sie anzugreifen. Es geschah, und am 12. August 1759, Mittags nach 11 Uhr, begann die unglückliche Schlacht. Das höchst unbequeme Terrain, das man vorher nicht sorgfältig genug untersucht hatte, und die drückende Hitze dieses Tages erschwerten den Angriff über alle Erwartung. Die zahllosen Feuerschlünde, mit denen die zu ersteigenden Anhöhen besetzt waren, sprüheten Tod und Verderben auf die Angreifenden. Ganze Rotten stürzten auf einmal nieder. Dennoch siegte zuletzt die preußische Tapferkeit, und um 6 Uhr war der ganze linke Flügel der Russen geworfen und alle ihre Batterien erobert. 180 Kanonen und einige Tausend Gefangene waren schon in preußischen Händen. Der Sieg schien entschieden, und schon fertigte der König auf dem Schlachtfelde einen Courier nach Berlin ab, um die vorläufige Siegesbotschaft zu überbringen, als plötzlich das Kriegsglück sich auf eine höchst unerwartete Weise änderte. Noch stand der rechte Flügel der Russen unerschüttert, und die

Oesterreicher waren noch gar nicht zum Angriff gekommen. Auch die Flüchtigen vom linken Flügel sammelten sich wieder, da ihnen Friedrich, der sie durchaus vernichtet wissen wollte, die Flucht nach Frankfurt versperrt hatte. Mehrere große Generale, besonders Seidlitz, riethen dem Könige, jetzt den Kampf abzubrechen, da das Volk ermattet sei, und von den geschlagenen Russen zu erwarten stehe, daß sie sich in der Nacht wohl von selbst zurückziehen würden. Aber Friedrich, der seine Sache mit diesem verhaßten Feinde ein für allemal entschieden wissen wollte und nichts halb thun mochte, bestand auf der Fortsetzung der Schlacht. Und so begann denn ein furchtbarer Glücksumsturz. Die ermatteten Preußen sollten Anhöhen erstürmen, von denen aus Hunderten von Kanonen ein wahrer Todesregen sich auf sie ergoß. Sie sollten es mit Laudon's frisch ausgerückten Truppen aufnehmen, die alle Vortheile der Stellung vor ihnen voraushatten. Und nicht einmal ihr Geschütz konnten sie nachziehen. Alle ihre Anstrengungen, den sogenannten Spitzberg, von dessen Eroberung der Sieg abhing, zu erklettern, waren fruchtlos; denn, wem es glückte, sich auf diese jähe Höhe hinaufzuarbeiten, der fand entweder sogleich seinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt. Die Natur behauptete endlich ihre Rechte; aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen. Der Spitzberg wurde wiederholt angegriffen, aber nicht erstiegen. Nun wagte es preußische Cavallerie, die Anhöhen anzugreifen. Diese, gewohnt, unter Seidlitz's Anführung, feindliche Cavallerie, wenn gleich doppelt und dreifach so stark, über den Haufen zu werfen, Infanterie in allen Stellungen in die Flucht zu schlagen, sogar Batterien zu erobern und die größten Schwierigkeiten des Bodens zu besiegen, erlag hier im unmöglichen Kampfe unter den hochgestellten Kanonen der Russen. Er selbst, dieser tapfere Befehlshaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Württemberg, der einen zweiten Angriff versuchte; ihm folgte der General

Puttkammer, der mit den weißen Husaren auf den Feind zustürzte, aber todtgeschossen wurde; auch die übrigen vornehmsten Befehlshaber der preußischen Armee, die Generale Fink und Hülsen, wurden verwundet. Alle Truppen der Preußen zu Pferde und zu Fuß geriethen nun in große Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblicke brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervor und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieser Feldherr, der so oft im Kriege den glücklichen Zeitpunkt zu treffen wußte, führte hier Cavallerie an, die in bester Ordnung in die zerrütteten Haufen der Preußen eindrang. Die Schlacht war nun bald entschieden; ein panischer Schrecken schien die ganze preußische Armee zu ergreifen; die Flucht war allgemein. Kein Rückzug, wie bei Kollin oder Hochkirch, war angeordnet; jeder eilte, sich selbst zu retten. Umsonst suchte der König, den der Anblick dieser Flucht aus aller Fassung brachte, einige Bataillone zum Stehen zu bringen; alle Vorstellungen und Bitten, sonst von den Lippen dieses Königs so wirksam, blieben fruchtlos. Er selbst setzte sich der größten Gefahr aus: seine Uniform wurde von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, zerschmetterte eine Musketenkugel sein goldenes Etui in der Westentasche. Zuletzt, von allen seinen Truppen verlassen, rief er verzweifelnd aus: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?“ Er sah, wie nicht bloß alles eroberte Geschütz, sondern auch fast noch alles preußische dazu stehen blieb; denn jeder suchte nur sein Leben zu retten. Indem kam ein Trupp österreichischer Reiter dahergesprengt, und der König wäre sicher getödtet oder gefangen worden, da er sich unter den Letzten auf dem Schlachtfelde befand, wenn nicht der außerordentliche Muth und die seltene Geistesgegenwart des Rittmeisters Prittwitz ihn von diesem großen Unglücke gerettet hätte. Friedrich hielt es schon für unvermeidlich, daher er wiederholt ausrief: „Pritt-

witz, ich bin verloren!“ Dieser heldenmüthige Officier aber, der nur hundert Husaren hatte, um den Tausenden ihn umringender Feinde die Spitze zu bieten, antwortete: „Nein, Ihre Majestät, das soll nicht geschehen, so lange noch ein Athem in uns ist!“ Anstatt sich bloß zu vertheidigen, griff er immer selbst an und hielt dadurch die Feinde ab, einen regelmäßigen Angriff zu wagen. In dieser Zeit rückten die streitenden Husaren immer vorwärts. Friedrich gelangte endlich sicher zu den übrigen Truppen und belohnte seinen Retter durch königliche Geschenke, und hohe Kriegswürden. Nie war die Standhaftigkeit dieses Monarchen so außerordentlich erschüttert worden, als an diesem unglücklichen Tage. In wenigen Stunden hatte sich ein schon errungener Sieg in eine vollkommene Niederlage verwandelt. Seine lebhafte Einbildungskraft stellte ihm in den ersten Augenblicken die Folgen dieser unglücklichen Schlacht als schrecklich dar, so daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenige Stunden zuvor Couriere mit Siegesnachrichten abgefertigt hatte, jetzt mit Bleistift die bekannten Worte an seinen Minister Finkenstein schrieb! „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie! Adieu für immer!“

Diese Schlacht war ein wahres Mordfest; noch war keine in diesem Kriege so blutig gewesen. Die Preußen hatten 8000 Todte und 15,000 Verwundete, und 3000 von ihnen waren gefangen worden. Fast alle preußische Generale und Officiere von Rang waren verwundet. Die Russen und Oesterreicher hatten 24,000 Mann Todte und Verwundete, nach Soltikow's eigenem Geständnisse, der in einem Briefe an die Kaiserin von der Schlacht Nachricht gab und in Ansehung des Verlustes sagte: „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern. Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen jedesmal sehr theuer verkauft.“ Auch sagte dieser Feldherr: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so

werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen." Friedrich schlief die Nacht nach der Schlacht in seinen Kleidern auf einem Strohlager in dem Dorfe Oetscher in einer halbzerstörten Bauernhütte; um ihn her lagen seine Adjutanten auf bloßer Erde, und einige Grenadiere bewachten diese Gruppe. Am folgenden Tage ging Friedrich über die Oder, zog die Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit dem General Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern und ließ schleunigst Geschütz aus seinen Arsenälen kommen, und so war er, der am Abend der Schlacht nur 500 Mann beisammen hatte, in einigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Die Russen, die ihn ungeachtet seiner Niederlage fürchteten, verschanzten sich. Friedrich flößte abermals durch eine Rede seinen Truppen Muth ein, und in wenigen Wochen war Berlin gesichert, seine Armee mit allem versehen und so verstärkt, daß sie nicht allein im Stande war, das Kurfürstenthum Brandenburg zu decken, sondern daß auch Wunsch sich mit seinem Corps entfernen und nach Sachsen marschiren konnte.

Unter den Preußen, die in der Schlacht bei Kunersdorf den Heldentod fanden, war auch der Major von Kleist, ein edler deutscher Mann, verehrungswürdig durch seinen Charakter, tapfer und ein beliebter Dichter. Er sagte in einem seiner Gedichte;

Vielleicht sterb' einst auch ich
Den Tod für's Vaterland.

Diese Ahnung traf leider bald ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem

Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt und so seinem Schicksale überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Kosaken fielen ohne Mitleid und Menschlichkeit über den in Blut schwimmenden Kleist her. Sie rissen ihm alles vom Leibe herunter, selbst das von Blut triefende Hemde, und nun lag der Held, nackend wie ein Wurm, im Moraste und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige russische Husaren, die vorbeiritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brod und einen halben Gulden zu. Allein andere Kosaken kamen und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackend und ohne Verband die ganze Nacht durch bis zum folgenden Tage in seinem Blute liegen. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber und das Wasser des Morastes, das in seine Wunden drang, machten dieselben tödtlich. Er starb in Frankfurt als Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Officiere vereinigten sich mit den Lehrern der Universität und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen nahm ein russischer Officier den seinigen, legte ihn darauf, und nun ging der Weg zum Grabe, über das Preußens Krieger wehklagten und manches deutsche Herz trauerte.

Archenholz.

151. Die Verwandlung der Insecten.

Die Klasse der Insecten ist unter den unvollkommenen Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommenen Thieren ist; denn der größte Theil davon ist leicht geflügelt wie die Vögel. Ueberhaupt sind die Insecten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Thiere, an denen

sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung findet, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Koth lebt. Auf einmal wird die Raupe krank, sie krümmt sich und windet sich, und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch öfters vorher ihr Sterbekleid gesponnen, oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie denn lange als todt, und die Raupe ist dann wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner, bunter Schmetterling, der all das schädliche und häßliche, was die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Koth mehr fressen mag, sondern mit seiner niedlichen, langen Zunge allenfalls bloß die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüthen saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insecten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch, und leben hernach zuletzt als schönes, geflügeltes Insect in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insecten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Scorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben und bleiben bis an's Ende das, was sie waren, eine häßliche Spinne, oder Laus, oder Scorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich viel denken, und schon die Alten haben deßhalb den Schmetterling und

seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

Schubert.

152. Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrich des vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich ihm ein anderer stattlicher Reiter, welcher der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und da her.“ — „Ihr habt wohl Geschäfte zu Paris?“ — „Das und das, auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich auch nur wüßte welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ Der König sagte: „Dafür ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben welcher den Hut allein auf dem Kopf behält, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“

Also ritten sie miteinander in Paris ein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein grader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht

um sich was geschieht, wenn's ihn nicht angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten sich füllten und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr, sagte er und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid ihr der König oder ich bin's; denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf." Da lächelte der König und sagte: „Ich bins. — Wenn ihr euer Rößlein eingestellt und eure Geschäfte besorgt habt, sagte er, so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten und euch auch meinen Ludwig zeigen."

Von dieser Geschichte her rührt das Sprüchwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid ihr der König oder der Bauer?"

Hebel.

153. Die Martinswand.

Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt,
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft! —

Wer ist der kecke Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gemsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,

Deß' Aug' so flammend glühet, wie hoher Königsblick,
Deß' Herz so still sich freuet am kühnen Jägerglück?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gemsenjagd,
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gemse
wagt!
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Kluft und Wand hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt fliegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! jetzt ist er festgebannt,
Kluft vor ihm, Kluft zur Seite, und oben jähe Wand!
Der Aar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste
Rast,
Des Fittigs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn er-
faßt,
Wollt' einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein bau'n,
Müßt', traun, ganz Tirol und Steier die Steine dazu be-
hau'n.

Wohl hat die Amm' einst Maxen erzählt von der Martins-
wand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand,
Und ob sie wahr erzählte, erseh'n nun kann er's hier,
Daß er's nie weiter plaud're, gesorgt ist schon dafür!

Da steht der Kaisersprosse, Fels ist sein Thron gezelt,
Sein Zepter Moosgeflechte, an das er sich schwindelnd hält.
Auch ist eine Aussicht droben, so weit und wunderschön,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergeh'n.

Tief unten liegt das Innthal, ein Teppich lustig grün,
Wie Fäden durch's Gewebe zieh'n Straß' und Strom dahin.
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf'
Und schau'n, ein Friedhof voll Hügeln, zu Maxen mahnend
auf.

Jetzt stößt er, Hilfe rufend, mit Macht hinein in's Horn,
Daß es in Lüften gellet, als dröhnte Gewitterzorn,
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Felsenspalt:
Denn nicht zu Thale dringet des Hilferufs Gewalt.

In's Horn nun stößt er wieder, daß es fast platzend bricht;
Ho, ho, nicht so gelärmt! da hilft das Schreien nicht,
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jüngsten Tag.

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' geseh'n;
Die unten sah'n ihn schweben auf pfadlos steilen Höh'n,
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfährt der bange Menschenstrom.

Jetzt an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sakrament empor,
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalesflur,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Fahr' wohl nun, Welt und Leben! schwer fällt der Ab-
schied mir,
O unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüthen, — dein Blitz hat ihn
erschlagen, —
Ach gerne hätt' er früher noch süße Früchte getragen!

„Ich schien ein Bauherr, thürmend den Dom zu deinem
Ruhm. —
Nicht durft' er ganz vollenden der Liebe Heiligthum!
Ein Priester, plötzlich stürzend todt an des Altar's Stufen,
Er hätte gern erst Segen noch über's Volk gerufen!

„So mag dieß Herz denn brechen, von Lieb' und Segen
voll,
So mod're nun mein Busen, der thatenschwanger schwoll,
Verwelke, Hand, denn nimmer krönt deine Müh' Gedeih'n!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!“

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er, und betet still und warm,
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor —
„Komm' heim, du bist gerettet!“ so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann sieht er froh lächelnd vor sich steh'n,
Der fasset ihn beim Arme und winkt ihm fürder zu geh'n.
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad ge-
bahnt,
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand,

Der läd't ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd droh'n,
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tirol empfängt die
Zwei,
Kein Spötter kann belächeln die selt'ne Reiterei.

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit,
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn. —

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land,
Und zeigt den Ort, wo bebend ein Habsburg's Sprosse stand.
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, aus aller Tiroler Herz.

A. Grün.

154. Ewig.

Die Menschenseele in ihrem unruhigen Umhertreiben durch das Leben, sie findet ein Ausruhen in dem Gedanken an das Göttliche, an Gott; jeder Gedanke an die Welt des Obern ist ein Anker, der das umhergeworfene Schifflein ruhen machet im sicheren Grunde. Denn da allein ist ein ewig sich gleich Bleibendes, an Liebe, an Treue, an Erbarmung, und ein ewig derselbe.

Ewig. — Das Wort Ewigkeit ist vielen Seelen, wenn sie es bedachten und in's Herz faßten, ein Meer gewesen — unübersehbar, gränzenlos, — bei dessen Anblick der Seele zwar still und feierlich ernst zu Muthe wird, aber auch grausend, schwindelnd vor der unergründlichen Tiefe, die da sich zeigt. Man weiß, daß etliche im Reiche des Herrn auf Erden sehr wirksam gewordene, weit geförderte Seelen, namentlich die Therese von Ahumada, durch das Bedenken und Aussprechen des Wortes Ewigkeit eine große Kraft im Innern empfingen, eine Kraft, welche für das ganze folgende Leben als götlich wirksam und fruchtbar sich bewährte. Anderen war der Gedanke an das Ewig ein Abgrund des Geistigen, der sie lange beben oder zweifeln machte, bis sie erkannt, daß dieser scheinbare Abgrund der eigentliche, überall nahe, liebe, heimathliche Grund sei, an welchem die strebende, verlangende Menschenseele einzig und allein Ruhe findet und stilles, festes Bleiben.

Eine sehr schöne, alte Dichtung über das Wort Ewig und seinen Begriff findet sich in mehreren Ländern, namentlich in Süddeutschland, im Munde des erzählenden Volkes, auch in schwedischen und russischen Volksliedern. In alter Zeit, so berichtet ein altes, schwedisches Lied, lebte in einem Kloster des hohen Nordens ein Mönch, von sehr frommem Gemüth und dabei tief forschenden Geistes. Es war ihm der Lauf der Gestirne und die Sprache der Lebendigen im ganzen Reiche der Sichtbarkeit verständlich; er erkannte den Sinn und die Eigenschaften der Dinge an ihrer Gestalt. Bei einem solchen weit und tief gründenden Sinne stellte sich nicht selten auch die Unruhe des Weiterfragens und Forschens ein. Der Geist hatte den festen Ankergrund gefunden; die menschliche Vernunft warf Blasen auf und Schaum um den zu Boden gesunkenen Anker.

Einst, an einem Morgen, geht er, betend und sinnend, aus dem Kloster, in einen benachbarten Wald. Es war Frühling, und die Bäume blühten. Er betet voll Liebe und Andacht. Als aber das Gebet geendet, denkt er: O mein Gott! es ist nun Frühling, und bald folgt der Sommer, und dann der Herbst. Da ist Abwechslung von Monat zu Monat. Deine Ewigkeit aber, sie ist unveränderlich dieselbe: — wie mag auch ein Dich liebender Geist dieses ewig Dasselbe ertragen und nicht vergehen!

Er geht, sinnend über den Gedanken, der ihn schon sonst oft und viel beschäftigt, weiter und weiter in den Wald hinein. „Ja, sterben wollte ich gern, wäre nur noch, so lange ich im Fleische walle, der Gedanke Deiner Ewigkeit mir klar und verständlich. Dein Anschauen ist süß; aber ewig, ohne Wechsel — wer erträgt den Gedanken! welches Sein erträgt ein solches unwandelbares Hinblicken nach Einem Mittelpunkte des Lebens und immer demselben, ohne die Zwischenspiele des Schlafens

und Wachens, des Irrens und Wiederzurechtfindens, der Zerstreuung und Sammlung!“

Er geht sinnend und betend weiter. Und siehe, der Wald wird immer fremdartiger. Statt der alten Eichen und Tannen kommt da ein Gebüsch von Myrten, bald hernach ein Wald von Cedern, dann von Palmen. Der Mönch will stehen bleiben, sich fragen, ob Alles nur ein Traum sei; aber ein Gesang zieht den zögernden Fuß weiter. Es ist der Gesang eines Vogels. Aus dem Wipfel einer Palme ertönt er, und zu ihrem Fuße steht der Mönch endlich still, hinanstaunend nach dem Vogel mit prächtigem Gefieder, dem singenden Paradiesvogel. Die Töne sind so trauernd, als klagten sie um ein Vergangenes und Verlorenes, dazwischen aber wieder so freudig, so selig, als sprächen sie von einer nun bald kommenden unvergänglichen Herrlichkeit der Creaturen. Der Mönch horcht entzückt; es fließen ihm Thränen der Trauer und der Himmelssehnsucht von den Wangen.

Aber bald hat das Auge keine Thräne mehr. Denn immer lieblicher, immer lebendiger weht eine Luft des Paradieses; immer lauter werden die Töne des Gesanges, welche von einer künftigen, ewigbleibenden Herrlichkeit der Creaturen sprechen. Der Mönch horcht und schaut unverwandt nach dem Paradiesvogel hin.

Endlich, sich selber gewaltsam aufraffend, denkt er: Siehe, es wird wohl schon einige Stunden sein, seitdem du da stehest und horchest. Der Weg ist noch weit: wohlauf, du willst für heute heimkehren nach deinem Kloster. Morgen wird ja der Vogel wieder singen; und du kommst dann und hörst ihn.

Er geht, vertieft in ein süßes Schmecken der Freuden der

Ewigkeit, von denen der Paradiesvogel gesungen, heimwärts, den Weg nach dem Kloster. Der Wald wird bald wieder der heimathliche, nordische; und statt der Palmen und Cedern kommen Eichen und Tannen.

Da ist denn der Rand des Waldes. Die Hügel sind noch dieselben; die Wasser der Erde haben noch denselben Lauf; das Kloster aber — nach so wenigen Stunden — es scheint ein ganz anderes. Täuschen sich die Augen, oder sind jetzt wirklich da Thürme, wo heute am Morgen noch keine waren? Das Dach und der Giebel, das Thor und die Fenster so ganz anders, als sie noch heute früh gewesen!

Er tritt nun in's Kloster. Lauter fremde Gesichter, die stumm ihn ansehen; er glaubt einen unheimlichen, spuckhaften Traum zu träumen, und eilt hinauf nach seiner Zelle, um da sich zu sammeln und zu beruhigen. Aber wo diese Zelle einst war, da ist jetzt Gemäuer, keine Thüre mehr hinein, noch Fenster. Erschrocken und fast unwillig kehrt er um. Er fragt die Mönche, die ihm nachgegangen wie einer fremden, bedenklichen Erscheinung: Wo ist der Archimandrit Johannes? — Johannes, sagen die Mönche, heißet unser Archimandrit nicht; er heißet Paulus Chrysostomus. Aber wer bist denn du, der hier in unser Kloster eingegangen, so vertraut, als sei er da zu Hause?

Wer ich bin? sagt der Mönch, kennt ihr mich denn nicht? Erst heute Morgen ging ich ja von hier aus in den Wald; ich bin Petrus Forschegrund, euer Bruder. — Petrus Forschegrund? sagt ein alter Mönch, bist du der? Ich habe in den alten Chroniken von einem Petrus Forschegrund gelesen, der lebte vor tausend Jahren hier in unserem Kloster. Er kam aus fernem, südlichem Lande hieher. Er betete und forschte viel. Ei-

nes Morgens ging er aus in den Wald, und kam nie wieder. Wärest du der — siehe, die Zeit ward seitdem eine andere; nur Gottes Erbarmen ist dasselbe.

Da hebt Petrus seine Hände betend empor: O mein Gott! ruft er, ich bebte in den Tagen meines Zweifelns vor dem Gedanken Deines ewigen Anschauens, ewigen, wechsellosen Genießens. Nun habe ich tausend Jahre nur den Gesang eines Vogels aus Deinem Paradiese gehört, welcher klagte, wie um etwas Verlorenes, und eine zukünftige Herrlichkeit verkündete. Und diese tausend Jahre sind mir vergangen wie etliche Stunden. Wie wird nun erst das Entzücken in dem Anschauen Deines Angesichts selber, in dem Vernehmen Deiner Nähe sein! O Ewigkeit, o Ewigkeit, dein Gedanke ist so süß, dem erwachten Geiste so leicht! Wohlan, ich habe hier nichts mehr zu schaffen mit dem Geschäft des Sehnens und Hoffens und Zweifelns. Denn mein Ohr hat schon gehört, mein Herz erfahren. Ich kehre zurück in den Wald zum Gesange des Vogels, der um das Verlorene klagt, aber auch von einer künftigen, ewigen Herrlichkeit singet.

Da Petrus dieß gesagt, sinken die Hände und die Augen. Die Füße wollen sich noch bewegen, als möchten sie ihren Leib wieder hinaustragen durch den Wald der Eichen und Tannen in den der Cedern und Palmen, zum klagenden und dann freudig seligen Gesang des Paradiesvogels. Aber mit dieser letzten Bewegung sinkt auch der Leib, der nur noch im Traume des alt und längst vergangenen Lebens bestanden, zu Asche; und in den Hörenden allen tönen die Worte: O Ewigkeit, Ewigkeit! unvergeßlich nach.

Ja, es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes, ein Sabbath, hehr und heilig und ohne Aufhören.

Schubert.

155. Der Schneider in Pensa.

Ein rechtschaffener Kalendermacher hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich, daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken fast wo sie wollen. Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein? Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett Jahr aus, Jahr ein, für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld — aber einen frohen, heitern Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Hausfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und dann weiter abgeführt, in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vater-Unser kennt, wenn's nicht einer, gleichsam als eine fremde Waare, aus Europa mitbringt.

Also kamen eines Tages, mit Franzosen melirt, auch sechszehn Rheinländer, baden'sche Officiere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrornen Gliedmassen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne

Kleidung, ohne Trost, in Pensa an, und fanden in diesem unheimischen Lande kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstund, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte.

Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: Was wird aus uns werden? — oder: Wann wird der Tod unserm Elende ein Ende machen? — und: Wer wird den letzten begraben? — da vernahmen sie, mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel, unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da!“ — Und es stund vor ihnen, auf zwei nicht ganz gleichen Füßen, eine liebe, freundliche Gestalt, das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten, im Neckarkreise des Großherzogthums Baden.

Hat er nicht im Jahre 1799 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein? (Ein pfälzischer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Weg's nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt). In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regiments-Schneider engagiren, und ritt mit ihm in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwerte.

In Pensa aber, wo er sich hernach häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will Jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er nach dem deutschen Schneider in Pensa; verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf 30 Stunden Weges ein Mensch ein Unglück, oder einen Schmerz, so vertraut er sich

dem Schneider von Pensa an: er findet bei ihm was ihm fehlt, Trost, Rath, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, — nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freuden-Ernte! So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Elle weg, und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da?" war seine erste Frage; denn er hoffte von einem Tage zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon voraus, ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebet und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussehen!" dachte er, „wenn ihnen nur recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann." Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte.

Diesmal aber, und als er unter so viele geneigte Landsleute, auch Darmstädter und andre, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?" — er mußte zum zweitenmale fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien erklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug!" und von Jedem erfragte, woher er sei? — (er wäre mit Mecklenburgern und Kursachsen auch zufrieden gewesen), aber Einer sagte: Von Mannheim am Rheinstrom! (als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt?) Der Andre sagte: Von Bruchsal, der Dritte: Von Heidelberg, der Vierte: Von Gaysheim, — da zog es wie ein warmes, auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schnei-

der hindurch. „Und ich bin von Bretten," sagte das herrliche Gemüth, „Franz Anton Egetmaier aus Bretten," wie Joseph in Aegypten zu den Söhnen Israel's sagte: Ich bin Joseph, euer Bruder, — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machten, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahle, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war. Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute behalten dürfe. „Anton, sagte der Statthalter, wann hab' ich euch etwas abgeschlagen?" Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, die in seinem Hause nicht Platz hatten, die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er die Gäste einen nach dem andern: „Herr Landsmann," sagte er zu Einem, „mit eurem Weißzeug sieht es windig aus, ich werde noch für ein halb Dutzend neue Hemden sorgen;" „ihr braucht auch ein neues Röcklein," sagte er zu einem andern; „eures kann noch gewendet und ausgebessert werden!" zu einem Dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten und alle 26 Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffirt.

Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit; deßwegen sagten zu ihm die Rheinländer: „Herr Landsmann, verrechnet euch nicht! ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit, so wissen wir auch nicht, wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." — Darauf erwiederte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Ge-

fühl, euch helfen zu können. Benutzt alles, was ich habe, seht mein Haus und meinen Garten als das Eurige an!“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt, — denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein.

Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen.

Hier ist nicht Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es; jeden Tag fand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen; kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und den Siegen der hohen Alliirten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahete. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder,“ sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht,“ — „Vater Egetmaier,“ sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe.“

Also machte er ihnen zum Anschein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ih-

rem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war.

Das gute Geld war zu einem andern Gebrauche zu bestimmen: aber man kann nicht an alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, da gesellte sich zur Freude ohne Maaß der bittere Schmerz der Trennung, und zum bitteren Schmerze — die Noth, denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgend hin. — Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider — sonst so frohen, leichten Muthes — still und nachdenkend herum, als der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen!“ sagten die Herrn Rheinländer, und merkten nichts; aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück. „Kinder, es ist Rath! Geld genug!“ — Was war's? — Die gute Seele hatte für 2000 Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden,“ sagte er, wenn nur ihr ohne Sorgen und Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe was du hast und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Da wird einst, weit oben rechts, zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommet her, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset; ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen und ihr habt euch meiner angenommen.“

Doch der Kauf wurde zu großem Troste für die edlen

Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf eine andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte, von kostbarem russischem Pelzwerk mitzunehmen, um es unterweges zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem Unglück widerführe.

Den Abschied mag ich nicht beschreiben, keiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterweges unaufhörlich noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar ihre Schuld zurück.

Hebel.

156. Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring' ich euch die Kinder.“ Der Kaufmann sah den Polen curios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt euch zu mir?“ — „Niemand gehören sie, sagte der Pole; einer todten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen, was ihr wollt.“ Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein,“ und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiederte,

ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort,“ und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Wittwe, schon lange ihm Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor 5 Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet sich nicht; und nachdem sie in dem großen Bränd ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht, und unter unsäglichen Leiden, schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr drei hundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehst, Mutter!“ sagte der Knabe, und hatte recht. Denn er ging noch vor der Abreise in's Grab. Also versah sie sich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst!“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole

verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?" sagte er zu sich selbst. Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen? Thun, was du sollst! sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast?" Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater-Unser. „Und führe uns nicht in Versuchung." Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß, der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte: wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thore fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht." — Wie er denn heiße? „Wir wissen's auch nicht." — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei? „Charles." — Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter, die Kinder wären versorgt und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigent-

lich heißt, ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum, und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm zwei abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend, er sei der Herr Vetter, und anfingen, auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen,“ sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen,“ und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder,“ sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen.“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg und blieb sitzen, — er stund auf und blieb stehen. „Seid so gut,“ sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt.“ Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund,“ sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenn's ein

Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht in's Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind bös und der Verdienst ist gering." — „Eben deßwegen," sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe: „wenn's so ist," sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür, sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne in's Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles," dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann," — und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte: „Guter Freund, sagte der Herr Charles, bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euren wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden seie, und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu von Nöthen gehabt.

Hebel.

157. Der Aetna.

Bald nach der Abreise von Nicolosi kamen wir an die äußerste Grenze der angebauten Region. Der Weg führt nun in krummen Linien über tiefen schwarzen Sand und über Lavatrümmer. Gegen halb eilf Uhr erreichten wir die Waldregion, wo man jetzt gar kein dichtes Gehölz, aber fortwährend ansehnliche, einzeln oder gruppenweise beisammen stehende Bäume antrifft. Um zwei Uhr Morgens befanden wir uns bei der sogenannten Ziegenhöhle und dem nahe gelegenen Häuschen, das vor geraumer Zeit der Prinz Paterno erbauen ließ, und wo ehedem die Reisenden einzukehren pflegten. Hier ist der Uebergang von der waldigen zur wüsten Region, deren Anblick uns mit Grausen erfüllte, das durch das fortwährende, zwar schon in der Tiefe vernommene, aber immer lauter werdende, dem Donner ähnliche Getöse des Berges noch mehr vermehrt wurde. Hier stehen nur noch Farrenkräuter und Moosbüschel umher. Etwas weiter hinauf gibt es keine Pflanzengewächse mehr, und man kommt eine Viertelstunde lang über tiefe Lavaasche. Sodann nimmt die Schneelinie den Anfang, wo alles, mit Schnee und Eis bedeckt, aus welchem schwarze Lavablöcke hervorragen, in ewiger Erstarrung liegt. Der Berg beginnt nun steil zu werden, und es kostete unsere Maulthiere viel Anstrengung, sich nach Gemmellaro's Hause, das eine Stunde vom Krater entfernt ist, hinaufzuarbeiten. Wir langten dort halb vier Uhr ziemlich erkältet an.

Einige von der Gesellschaft hatten eine Stunde vor der Abreise von Nicolosi ihre Diener hinaufgeschickt, um Vorbereitungen zu unserer Aufnahme zu treffen, daher wir eine warme Stube und auch schon dampfenden Thee, geistige Getränke und mancherlei Eßwaaren auf dem Tische fanden.

Erwärmt und gestärkt begaben wir uns nach einiger Zeit wieder in das Freie, um den Anbruch des Tages und den Aufgang der Sonne zu erwarten. Es dauerte nicht lange, so zeigte sich am östlichen Horizont ein rosenfarbiger Schimmer, der immer glänzender wurde und sich nach und nach über den ganzen Himmelskreis und über Land und Meer verbreitete, die aus der entweichenden Dunkelheit hervortraten. Endlich erschien die Sonne, zerstreute die Nebel am Fuße des Berges und erhellte die umliegenden Landschaften, die nun mit den schönsten und mannigfaltigsten Farben prangten. Keine Feder ist im Stande, das große, reizende Panorama der Natur zu beschreiben, welches vor unsern Augen das Tageslicht entfaltete.

Nachdem die Reisegesellschaft sich an diesem schönen Schauspiel ergötzt hatte, machte sie Anstalt, den Krater in Augenschein zu nehmen. Unterdessen blieb der weibliche Theil, mit Ausnahme meiner Frau und zweier jungen Engländerinen, zurück und begnügte sich mit der herrlichen Aussicht, die nun nach allen Seiten eröffnet war.

Wir mußten eine Zeit lang durch tiefen Schnee waten und über Eis= und Lavablöcke klettern, bevor der oberste große Aufsatz oder, wenn ich so sagen darf, die Feueresse des Aetna erreicht wurde, ein gegen 1100 Fuß hoher Kegel, der aus lauter Schlacken und Asche besteht und an vielen Stellen ganz heiß und voll Spalten ist, aus welchen Rauch und Schwefeldampf hervordringt. Der Weg hinauf fiel uns sehr beschwerlich, denn er ist steil, und zuweilen brachen die Füße durch die mürbe Decke.

Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir auf dem Gipfel anlangten, und den fürchterlichen Krater erblickten, aus welchem ungeheure Rauchsäulen empor stiegen, und ein betäu=

bendes Getöse, bald wie Donner, bald wie Kanonenschüsse, heraufschallte. — Der Krater, welcher wegen der beständigen Anhäufung von Asche seine Gestalt oft verändert und den Rand immer mehr erhöht, war damals mit vier Spitzen oder, wie man zu sagen pflegt, Hörnern umgeben, wovon die beiden größten, welche die ältesten sind, das Bicorno oder Doppelhorn genannt werden. Er bildet einen länglichrunden, trichterförmigen Kessel, dessen Umfang oben am Rande ungefähr eine Stunde betragen mag. Der Boden ist eben und, obschon er aus Asche besteht, ziemlich hart. Hier und da bedeckt ihn eine Kruste von Salzen und mancherlei buntfarbigen Massen, besonders rothgelbem Schwefel. In der Mitte des Kessels, vor dem Schlunde, liegen zwei aus Schlacken und Asche zusammengesetzte Hügel, jeder mit einer weiten Oeffnung auf dem Gipfel und mit Spalten umher, welche von Zeit zu Zeit dicke Rauchwolken mit einem zischenden und prasselnden Geräusch auswerfen. Diese Hügel verursachen, daß man in den Schlund nicht hinabsehen kann. Dicht an ihn zu kommen, würde vielleicht nicht unmöglich, aber ein sehr gewagter Versuch sein. Denn der ganze Kessel ist mit einem starken, überall aus dem Boden hervordringenden Schwefeldampf angefüllt; auch herrscht darin eine große Hitze.

Beides nimmt, je tiefer man hinab kommt, in einem unerträglichen Grade zu; und treibt unglücklicher Weise die Luft den Dampf und die Gluth des Schlundes auf den Beschauer zu, so ist an seine Rettung nicht zu denken. Das Schicksal des Plinius und anderer ist bekannt; aber auch in neuern Zeiten fanden mehrere bei solchen Versuchen ihren Tod, was selbst während meines Aufenthaltes in Sicilien mit zwei Engländern der Fall war.

Nachdem wir den Krater einige Zeit betrachtet hatten,

richteten wir unsere Blicke auch nach den entfernten Gegenständen, und es schien, als ob alle Herrlichkeiten der Welt zu unsern Füßen ausgebreitet lägen. Wir übersahen einen großen Theil des Meeres, den ganzen Halbstiefel von Calabrien, die Insel Malta, die liparischen Inseln und den rauchenden Stromboli; wir sahen unter uns das dreizackig gestaltete Sicilien mit seinen Bergen, Thälern, Flüssen und Städten; und dieß alles stellte sich, wie durch vergrößernde Gläser, mit der bewunderungswürdigsten Deutlichkeit dar — eine Erscheinung, die der überaus reinen Luft und der Brechung des glänzenden Lichtes zuzuschreiben ist.

Während wir im Anschauen dieser Gegenstände vertieft waren, erbebte mit einem Male der ganze Kegel, so daß es schien, als ob er zusammenstürzen würde; zugleich ließ sich ein prasselndes, den stärksten Donner übertreffendes Getöse hören, und aus dem Schlunde des Kraters stiegen schwere, schwarz und gelb gefärbte Rauchmassen auf, die sich über den Rand hinab wälzten, während weißlich gefärbte, leichtere, voll electrischen Stoffes, der in häufigen Blitzen sich entledigte, in das Blau des Himmels emporwirbelten. Man kann leicht denken, daß uns während dieses Vorgangs, der das ohnehin erregte Gefühl menschlicher Ohnmacht auf das höchste steigerte, nicht wohl zu Muthe war. Allein nach einer halben Minute war der Berg wieder ruhiger, und die Unerschrockenheit unsers Führers und seine Versicherung, „solcher Teufelsspuk sei hier oben etwas gewöhnliches,“ machte, daß sich unsere ängstlichen Besorgnisse legten.

Wir gingen sodann, um keine Ansicht außer Acht zu lassen, auf dem Rande des Kraters nach dem nördlichen der beiden Hörner. Unterwegs stießen wir auf eine Stelle, die so heiß war, daß jemand von der Gesellschaft, der einen Augenblick darauf stehen blieb, sich die Schuhe verbrannte. Das

Horn ist so hoch und von solchem Umfange, daß es in der Ebene für einen bedeutenden Berg gelten würde. Es besteht aus lauter Asche, hat aber eine verhärtete Decke. Wir stiegen hinauf bis zu einer beträchtlichen Höhe, wo wir aber durch die zunehmende Steilheit und den heftiger werdenden Wind, der uns hinab zu schleudern drohte, zum Haltmachen genöthigt wurden. Wir lagerten uns auf dem warmen Boden und betrachteten auf's neue sowohl den Krater, als die übrigen unter uns ausgebreiteten, großartigen und wie durch Zauberkraft hervorgebrachten Gegenstände, deren Anblick alle Sinne und Gefühle des Beobachters aufregt und begeistert und ihn gleichsam in eine andere Welt versetzt.

Nachdem wir im ganzen zwei Stunden auf dem Gipfel des Aetna verweilt hatten, wurden einige von unsern Gesellschaftern wegen der allzudünnen Luft und des eingesogenen Schwefeldampfes von einer Unpäßlichkeit befallen, daher man den Rückweg anzutreten begann. Das Herabsteigen vom Kegel erfordert große Behutsamkeit; doch kamen wir glücklich zu seinem Fuße und zum Philosophenthurm. So nennt man die geringen Ueberreste eines alten aus Backsteinen gebauten Hauses, wo der Sage nach der sicilische Naturforscher Empedokles seinen Aufenthalt genommen hatte, um die Erscheinungen des Aetna in der Nähe zu beobachten. Mit mehr Wahrscheinlichkeit wird es von einigen für einen Rastort des römischen Kaisers Hadrian und von andern für eine sarazenische Warte gehalten. Dem sei indessen, wie ihm wolle, so zeugen doch seine Bestandtheile von einem sehr hohen Alter.

Vom Philosophenthurm hat man noch eine gute Viertelstunde zu der seitwärts und etwas tiefer gelegenen Casa di Gemmellaro. Auf dem Wege dahin stellte sich uns ein interessantes Schauspiel dar. Es entstanden auf dem Meere, das von der

schon hoch stehenden Sonne glänzend erleuchtet war, kleine Nebel, welche sich immer mehr erweiterten und verdichteten und, zu Wolken gebildet, sich nach der Insel her bewegten. Sie zogen dann vor unsern Füßen schnell darüber hin, so daß die Landschaften bald wie mit einem Schleier bedeckt, bald ganz verfinstert, oder bloß beschattet waren und plötzlich im Sonnenglanze wieder hervortraten, wodurch ein außerordentlich schöner Farbenwechsel hervorgebracht wurde. Einige leichtere Gewölke erhoben sich bis zum Gipfel des Berges, wo aber ein Sturmwind sie ergriff und seitwärts hinabschleuderte.

Nachdem wir Gemmellaro's Haus erreicht und uns mit der dort zurückgelassenen Gesellschaft wieder vereinigt hatten, fand eine förmliche Reinigung statt; denn unsere Gesichter waren wie geräuchert, die Kleider mit Asche bedeckt, die metallenen Knöpfe, die Uhren u. s. w. schwarz angelaufen, und jede Sache roch nach Schwefel. In kurzem standen alle wieder gesäubert, und die Officiere in glänzenden Uniformen da, welche sie vor dem Besteigen des Gipfels abgelegt und mit Hausröcken vertauscht hatten. Wir nahmen sodann gemeinschaftlich ein Frühstück ein. Um eilf Uhr Morgens begaben wir uns auf die Rückreise.

Diese Reise war, da sie bergab ging, leichter und schneller und auch in jeder Hinsicht angenehmer, als die den Berg hinauf. Die wüste Region mit ihren Schnee- und Eis-, Lava- und Aschenfeldern, wo kein Grashalm aufsprießt, kein lebendes Geschöpf sich regt, und alles ein Bild der Zerstörung und des Todes ist, kam uns nicht so traurig vor, als in der vergangenen Nacht, und diente nur die in der Tiefe ausgebreiteten blühenden Landschaften in unsern Augen zu verschönern; und obschon der Donner aus dem Krater dann und wann hörbar war, so machte er doch jetzt nur einen schwachen Eindruck. In

der Waldregion und tiefer hinab ergötzte uns manches, was wir in der Nacht entbehrt hatten. Wir sahen zahllose schöne Kräuter und Blumen, deren würziger Duft den durch Schwefeldampf angegriffenen Geruchsnerven außerordentlich wohl that; wir hörten das romantische Schalmeienspiel der Hirten, in welches die lieblichen Sänger der Natur einstimmten. Was uns besonders eine sehr angenehme Unterhaltung gewährte, war der Anblick der seltsam und mannigfach gestalteten Lavahaufen, welche die geschäftige Phantasie in Kirchen, Schlösser und ähnliche Bilder umschuf. Um halb fünf Uhr Nachmittags kamen wir in der heitersten Stimmung nach Nicolosi zurück.

Richter.

158. Ausbruch des Vesuv.

Erster Brief, den 9. October 1805. Das erhabenste Schauspiel, womit die Natur das Gemüth ergreift und erschüttert, habe ich in seiner ganzen Fülle genoßen. Angethan mit allen seinen Schrecken, mit seiner ganzen Herrlichkeit, feierte der Vesuv das furchtbar erhabene Fest seiner Flammenergießung. Lange vorher wehte auf seinem Gipfel eine weiße Rauchsäule, wie ein in hoher Luft flatterndes Panier, welches einer großen Erscheinung vorgetragen wird. Im Innern des gewaltigen Vulkans donnerte die Vorbereitung zu der großen Entwickelung; das tiefere Zucken hatte Neapel, die umliegenden Inseln geschreckt, mehrere Städte niedergeschüttet und einen großen Theil der Einwohner unter den Trümmern begraben. Man sah die weiße Rauchsäule von der unter ihr kochenden Gluth angeröthet; oft ward ihr innerster Kern zur lodernden Flamme, welche glühende Steine empor und umher schleuderte. Im Schlunde krachte und ras'te ein schrecklicher Tumult!

Am 12. August endlich eröffnete sich das hinreißendste Schauspiel, das die Natur hervorzubringen vermag. Gegen 9 Uhr Abends stieg die Rauchsäule höher; sie ward röther und röther und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechselnd stieg und sank und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht selten erreichte sie eine außerordentliche Höhe; dann stand der majestätische Feuer-Obelisk einige Minuten fast unbeweglich, wie ein flammender Seraph, der weit über das paradiesische Campanien hinschaute; leichte rothe Wolken schwebten umher und spiegelten sich im dunklen Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtsam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich sank die hochleuchtende Erscheinung in den Feuerschlund hinab und ließ eine Krone von malerischen Wolken zurück. Jetzt erhob sich abermals eine mächtige Gluthsäule; eine kleinere blitzte neben ihr auf, und hohes Getümmel umher, wie das Gefolge einer Göttererscheinung; sie sank zurück und verwandelte ihre Stelle in einen Flammensee. Die Wogen sprudelten, schlugen über und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen sanfteren Widerschein auf die Stadt, auf das Meer und an die dunkeln Felsen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jetzt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die umfaßende Kerkerwand und stürzte von der Aschenspitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu schildern, welch' ein Aufruhr von Gefühlen den überraschten Zuschauer ergriff. Es war ein Zustand, wo das Entzücken zum Entsetzen, und wiederum das Entsetzen zum Entzücken wird. Ueber dem Krater hatte sich von aufsteigendem Rauch eine Wolkenversammlung gebildet; es schienen die purpurnen Horen zu sein, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochenes Leben und Getümmel, immer wechselnde Pracht, ein stetes Werden und Schwinden glänzte und blitzte durch einander. Jetzt stiegen zwei rothglühende Rauchsäulen auf, die in einem Blutmeere starrten.

Was aber dieser großen Scene die höchste Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond; hinter den sich thürmenden und wälzenden Rauchwolken stieg er herauf und schien wirklich Aurora zu sein, die den Triumphzug der vorgeeilten Horen über die Spitze des Berges empfing. Mit glühendem Gesicht, wie ein nektartrunkener Gott, trat er auf die verherrlichte Bühne der Nacht.

Aber vom Gipfel des Berges stürzte der Gluthstrom, und bald hatte er den Fuß des Aschenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die schon der Ernte entgegengereift waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft schien er eine Allee zu fassen, deren helle Flamme sich weithin erstreckte und über dem rothen Strom als eine leichte Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavastrom in 5 Arme; 3 zogen östlich, 2 aber westlich; und diese nur konnten von uns gesehen werden. Reißend stürzte der Erguß weiter und verderbender fort; er umfloß Häuser, deren Einwohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die unteren Geschosse aus und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavastromes, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voreilte, hatten in kurzer Zeit die Straße erreicht, die durch Portici nach Torre del Greco und Pompeji führt. Beide Ströme durchschnitten die Straße und wälzten sich in die diesseitigen Villen und Gärten, die das Ufer des Meeres begrenzen; hier verlor der eine sich unter den Weinhügeln, der andere Strom hingegen stürzte mit verdoppelter Wuth dem Meere zu. Bis dahin hatte er einen Weg von anderthalb deutschen Meilen zu machen, und schon war er dem Rande des Ufers nahe; eine Menge von Zuschauern in Gon-

deln schwammen in der Gegend des Ufers umher, wo die Feuercascade vom Ufer hinabbrausen mußte. Endlich erfolgte, was erwartet wurde; die Gluthmasse stürzte mit lautem Geprassel und Donnergetöse in's Meer; die Wellen empörten sich gegen den fremden Gast, Flammengewühl und Wellengetümmel im fürchterlichsten Aufruhr ras'ten schäumend vor Wuth durcheinander. Kochende Wassersäulen und zürnende Flammenspitzen brachen aus der Fluth empor, kämpften einander nieder und wiederholten den Sturm des wildesten Aufruhrs, bis endlich der Tumult mit leiserem und leiserem Zischen endete, und, gleichsam zum Denkmal des geschlossenen Friedens, von der erstarrten Gluthmasse sich ein Vorgebirge bildete, das tief in's Meer hineintritt.

Zweiter Brief, den 13. October 1805. Unsere Wohnung am Ufer der See wird durch die Aussicht nach dem Vesuv hin, der noch immer sein großes Feuerwerk fortsetzt, höchst anziehend. Jedes Zimmer hat seinen Balcon. Ich trete auf den meinigen hinaus, sobald die Sonne ihren ersten Strahl über den Vesuv in meine Zelle wirft, und mich umfängt von allen Seiten in ihrer ganzen Festlichkeit die Fülle einer hesperischen Natur. Dorthin rechts nach Westen das Vorgebirge Pausilipp mit seinen Pinienkronen, Cypressen und Landhäusern; links das Vorgebirge der Minerva — welche sinnvolle Namen, jenes die Ruhe, dieses die Weisheit! — Beide strecken sich tief in's Meer hinein, als wollten sie den auf den Wellen ruhenden hesperischen Himmel umfangen. Letzteres ist mit den Städten Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und mit unzähligen Villen bedeckt. Alle diese Landschaften schmiegen sich freundlich um den Fuß des tobenden Vulkans, der unversöhnt seine Flammenströme aussendet und in seinen innersten Schlünden donnert es, als hätten tausend Cyclopen darin Waffen des zürnenden Jupiter zu schmieden, indeß die glühende Lava ruhig in ihren Ufern fortfließt. So gefahrvoll dieß große

Schauspiel in der Ferne erscheint, so ziehen doch täglich zahlreiche Gesellschaften zu dem furchtbaren Berge hinauf; auch wir schickten uns an zu einem solchen Zuge. Den 18. August machten wir unsere Wallfahrt bis zu seinem Gipfel. Bis Resina fuhren wir; dort wurden Esel genommen, und so beritten zogen wir Nachmittags um 4 Uhr den Berg hinan. Zwischen lauter Weingärten und einsam gelegenen Landhäusern windet der romantische Weg sich zum Gipfel empor. Der berühmte Wein, Lagrima Christi genannt, hing noch in seinen Trauben und röthete wie dunkle Purpurguirlanden die grünenden Ranken, welche wie zarte Sympathieen die hohen Ulmen umarmten und Arcaden bildeten, die der Phantasie Stoff gaben, die lieblichen grünen Labyrinthe weit über den Anblick hinaus mit entzückenden Ueberraschungen zu bereichern. Ueberall herrschte in diesem grünen Leben eine süße, bis zur Schwärmerei begeisternde Einsamkeit. Die milden Sommerlüfte kamen von den Hügeln und aus den heimlichen Lauben der Thäler zu uns herüber und flatterten zu andern Lauben hinüber, zum ewigen Spiel mit Blättern und Trauben. Links und rechts an der Hauptstraße kleine Eingänge, wie bekränzte Pforten zu geheimnißvollen bacchischen Thälern. Oft wandelte die Lust mich an, mich in dieses Labyrinth zu stürzen und unterzutauchen, wie die Luft in das grüne Blättergewühl; aber ich folgte dem Zuge unsrer Pilgerschaft, und bald erreichten wir eine Anhöhe voll Grauen und Entzücken; die Natur wird hier dürftiger; die arme Genista nährt sich kümmerlich zwischen unfruchtbaren Felsenzacken einer alten Lava; von allen Seiten erblickten wir tiefe, schwarze Thäler, in welchen vieljährige Lava starrte. Alles wild durcheinander, ein Bild des wunderbarsten Eigensinns, den hier die Natur trotzig durchgesetzt zu haben scheint. Die grause Wildniß gleicht einem todten Meere, welches hier mit seinen finstern Wellen erstarrte und verstummte, indem es seine hundert Arme verwüstend in die liebliche grüne Natur ausstreckte. Furchtsam

hat sich hier und da das Hüttchen eines Winzers an das Ufer gerettet, wo ein einsames Leben waltet. Wie der Athem des Entsetzens, weht die Luft den Wandrer an; aber er wendet den Blick, und vor ihm in der Tiefe grünen an der Küste hin paradiesische Fluren. Er überschaut Neapel und den weiten Golf, das jenseitige Pausilipp und die ganze große Landschaft, rein und kräftig hervorgehoben durch die schönste Tagesbeleuchtung; in der Tiefe spiegelt das Meer und gleicht einem klaren Horizont, an welchem die Inseln Capri, Ischia und Procida wie schattige Wolken zu schweben scheinen. Doch wir durften uns nicht zu lange von diesen Reizen festhalten lassen, wie sehr auch die abendliche Lichtfärbung das große Naturpanorama verherrlichte.

Wir zogen weiter, und erreichten bald die freundliche, mit hohen Bäumen umgebene Stelle, wo der Einsiedler ein nicht sehr einsiedlerisches Leben führt. Der Mann ist darauf eingerichtet, die Fremden mit Lagrima Christi zu bewirthen. Diesem Weine geht es wie mancher Berühmtheit, der man nicht zu nahe treten darf; selbst die Trauben dieses gepriesenen Gewächses sind herbe. Aber die Stelle seiner Einsiedelei ist lieblich und heilig, nicht durch die Märtyrergestalten, die da umhergepflanzt sind, sondern durch den süßen Frieden, der diese Stelle, fern vom Geräusch der Menschen und näher dem Himmel der Götter, tief in den Schooß der grünen Natur eigenhändig hineingezaubert zu haben scheint; sie ruht so steil auf dem Abhange und fast in der Mitte der Höhe des Vesuv. Hohe Ulmen stehen am Rande dieser feierlichen Terrasse in einem Kreise umher, gleich flüsternden Tempelwänden, über welche sich ein freundlicher Himmel wölbt. Die östliche Abstufung ist mit hohen Kastanienwäldern herrlich überschattet; halb versteckte Eingänge zu diesen Wäldern winden sich von der Einsiedelei in die lieblichen Schatten geheimnißvoll hinab. Sie sind gleich

dem Leben, dessen Ausgang verhüllt ist, mysteriös und dunkel. Ach! hier möchte ich wohnen, wenn unter den Menschen kein Herz mehr für mich schlüge! Erquickt und gestärkt zu neuer Anstrengung brachen wir auf, und der fröhliche Zug setzte sich in Bewegung. Eine lange Strecke ging er zu Esel auf einem Hügelrücken fort, und dieß war der anmuthigste Weg, den ich je gemacht habe. Nach Osten hin starrt freilich das todte finstere Lavafeld, aber links von Westen her säuselten lebendig und kräftig kühle Abendlüfte in der duftigen Waldung. Hohe Kastanienwipfel grünten vom tiefen Thale bis zu unserm Weg hinauf; in diese grüne Wildniß hinein zog sich ein Strom alter Lava; aber die holde Natur hatte die Spuren der Verwüstung halb schon überschleiert. Der Somma, dieser Zwillingsbruder des Vesuv, ist bis zu seiner Spitze hinauf mit schönem Grün bekleidet; nur die Seite, die er seinem unähnlichen Nachbar zukehrt, ist verbrannt und dürr. Schon beim Eremiten wurden Fackeln angezündet, welche der weiten Gegend umher eine magische Beleuchtung verliehen. Der ganze Zug, 30 Personen stark, würde das Ansehen eines schauerlichen Geisteraufzuges gehabt haben, wenn nicht Scherz und Gelächter diese Täuschung zerstört hätten; aber vor dem unterirdischen Donner verstummte der jauchzende Muthwille, und der schweigende Geisterzug war auf einige Minuten wieder hergestellt. Es war ein süßes Grausen, welches tief in diese Empfindung eingriff, und die phantasievollen Erwartungen behorchten den vom unterirdischen Donner erschütterten Boden; immer lauter tobte unter unsern Füßen die verborgene Wuth, immer fühlbarer bebte der Berg. Wir hatten noch ein weites grauenvolles Lavafeld zu durchwandern. Seltsame Gruppen von ineinandergeschobenen Lavagestalten starrten, wie finstre Gespenster der Mitternacht, von allen Seiten uns an; und so gelangten wir zum Fuße des Aschenkegels.

Hier verließen wir unsere Esel, und die Gesellschaft, theils zu Fuß, theils auf Tragsesseln, klimmte und kroch den Aschenberg hinauf. Trotz der unendlichen Beschwerlichkeit des Steigens verstummten Scherz und Fröhlichkeit nie ganz; sie wurden auch hier nur durch das dumpfe Donnern und das schreiende Sausen des Berges in lauschende Stille verwandelt. Drei Viertelstunden brauchten wir, um uns durch den Aschensand, wo jeder Schritt tief einsank und oft wieder zurückgleitete, zum Gipfel hinaufzuarbeiten. Endlich erreichten wir mühselig den Rand des Kraters. Welch ein Anblick! Welches Erstaunen voll Grauen und Entzücken bestürmte die Phantasie! Niemand fühlte den ermüdeten Körper; aber ein widriger Wind wehte uns ungeheure Wolken von Schwefeldampf entgegen, durch welche die rothe Gluth ohne bestimmte Form hervorschimmerte. Der erstickende Dampf trieb uns auf die entgegengesetzte Seite des Berges hin; hier bestiegen wir den Kraterrand und sahen in den Feuerschlund hinab, an dessen östlicher Seite die Gluth hervordrang. Ueber diesen Schlund hat sich eine rauhe Lavadecke gelegt, an welcher Hügel an Hügel emporstarrt, und kleine bläuliche Flammen zuckten dazwischen aus dem Boden hervor. Mitten unter diesen schwarzen Gruppen erhebt sich hoch und hervorragend ein Doppelhügel von Lava und Asche; aus diesem schossen mit Donnergeprassel und heulendem Gesause wechselnd 2 Feuersäulen auf. Die eine war von der andern sehr verschieden; diese warf glühende Steine und Blitze umher; jene stieg mit schneidendem Geschrei, wie eine gelblich klare Flamme empor, und diese gewährte den herrlichsten Anblick. Von ihrer Höhe herab warf sie tausend kleine Sternchen nieder, die in der Asche noch fortglimmten. Oben neigten sich die Strahlen nach allen Seiten; die ganze Form schien eine gewaltige Feuerpalme zu sein, und fortwährend krachte, rasete, donnerte die Tiefe. Unsere Sitze bebten, und wie Kinder bei einem schauerlichen Abendmährchen

horchten alle furchtsam auf die gewaltigen Worte, welche hier die Natur aussprach.

Jetzt hatte sich der Wind zu unserm Vortheil gewendet; wir durften uns nun der Stelle nähern, wo, zwar in beträchtlicher Ferne, der Feuerstrom vorüberzog. Wie ein neues Wunder überraschte uns dieses Schauspiel; hier hatte sich die Hölle einen Ausgang geöffnet; von hier aus sandte sie ihre flammenden Heerschaaren in die Tiefe hinab. Es ist die westliche Seite des Berges, wo der Feuerstrom hervorgebrochen ist; ein hohes Portal von erkalteter Lava hatte sich am Ausbruche gebildet; da stürzte die Gluthmaße aus der Feuergrotte gewaltsam hervor. Die weite Gegend umher war magisch beleuchtet. Wie flammende Höllengeister standen einige der verwegensten von der Gesellschaft auf einzelnen Felsenspitzen in rothem, wunderbarem Schein. Licht und Dunkel, Flammen und Nacht kämpften mit einander: aber tiefer unten, hinter dem finstern Lavafelde, zog der rothe Gluthstrom seinen Weg und drehte sich in Schlangenwindungen um die fernen Höhen, wo er sich vor unsern trunkenen Blicken verbarg. Gräßlich beleuchteten seine Flammen die wilden Massen des diesseitigen, schon erstarrten, aber an einigen Punkten noch fortglühenden Lavafeldes, welches einer untergegangenen Welt gleicht, deren Ueberreste aus dem schwarzen Grabe hervorragen. Wer vermöchte sich loszureißen von der Gewalt des Eindrucks, womit solche Gegensätze von Herrlichkeit und Wüste, von Schrecken und Entzücken das Gemüth überwältigen! Ein Vergessen seiner selbst ergreift den Zuschauer vor den Auftritten, wo die Natur gleichsam in ihrer höchsten, thätigsten Begeisterung erscheint. Doch erinnerte uns der finstere Nachthimmel an die Rückkehr. Wir traten unsern Rückweg an. Die wehenden Fackeln schimmerten furchtsam durch die schwarze Finsterniß der Nacht; am hohen Somma zog der Mond vor-

über und versilberte das rothe Gewölk, diese feurigen Athemzüge des empörten Vulkans.

Dritter Brief, den 18. October 1805. Sechs Wochen hatte bereits der Vesuv sein großes Schauspiel ununterbrochen fortgesetzt; endlich verstummte sein Donner und seine Flammen erloschen. Nach einer Stille von 17 Tagen kündeten mehr und minder fühlbare Erdstöße einen neuen Ausbruch an. Einer war selbst in unserer Wohnung merkbar; es rasselten um die Mitternachtsstunde Thüren und Fenster; doch that dieser Stoß, außer einigen niedergestürzten Mühlen um Neapel, keinen bedeutenden Schaden. Den 12. October, Abends gegen neun Uhr, vernahmen die Einwohner von Portici ein erschütterndes Krachen und Brüllen im Innern des Berges; und bald nachher fuhren Flammen aus dem Krater, welche zuweilen außerordentlich hohe Feuersäulen bildeten, von deren Spitze Funken wie ein Sternregen umhersprühten. Endlich schienen die Ufer des Kraters zu glühen, und von Zeit zu Zeit vernahmen wir, obgleich die Entfernung eine deutsche Meile beträgt, das dumpfe Donnergeroll, welches die Einwohner von Portici und Resina heftig erschreckte. Das obere Gluthgewühl dauerte eine halbe Stunde fort; endlich kochte der Flammenrand über und ergoß sich anfangs über die östliche Seite; bald aber durchbrach er auch das westliche Ufer, und nun rieselten kleine und große Feuerbäche von der schwarzen Aschenhöhle hinab, gleich flatternden Goldbändern, welche, wie ein Schmuck der Nachtgöttin, in das tiefe Dunkel niederhingen. Die Nacht war stürmisch und heulte durch die Höhlen des Meergestades; das Meer braus'te und tobte gegen das Ufer; der Wind fuhr in das Gluthgewölk des Kraters, und Verwandlungen der Wolkengebilde folgten schnell auf einander. Bald war der ganze Berg in schwarzrothem Schleier verhüllt, bald stand er triumphirend in seiner ganzen Glorie da. Ein ewiger Wechsel! Die mehrsten Ströme

zogen in den Ufern fort, welche die vorige Lava ihnen bereitet hatte. Einer aber nahm seine Richtung ganz westlich nach Portici zu, so daß die Einwohner daselbst sich schon zur Flucht anschickten; allein er hatte noch nicht den Fuß der Aschenhöhle erreicht, als er stille stand, die Nacht hindurch leise fortglühte und dann erlosch.

Den Tag nach dem Ausbruche fuhren wir nach Torre del Greco, dem schon oft von den Feuerströmen des Vesuv heimgesuchten Städtchen, welches dicht am Fuße des Berges liegt. Welch' eine fürchterlich erhabene Scene fanden wir hier! Alle die großen Gestaltungen, mit welchen der erste Ausbruch geschreckt und bezaubert hatte, wichen zurück. Ich müßte Flammenworte haben, wenn ich Ihnen schildern wollte, was sich begab. Nicht einen schwachen Schattenriß vermag ich zu geben. — In der Stadt Torre del Greco und näher am Fuße des Berges ein Gewühl von Zuschauern, welche die große Erscheinung anstaunten. Auf einer etwas hohen Terrasse des Berges hinter Weingärten und Landhäusern, unter denen sich das königliche Schloß Favorite findet, hatte sich ein Lavastrom gelagert und bildete einen feurigen See, von welchem ein röthlicher Dampf aufstieg, der die Gegend umher mit Schwefelgeruch anfüllte. Der Berg schien der Kern einer einzigen ungeheuern Flamme zu sein. Dunkelroth angeglühte Dampfmassen hatten sich auf dem Gipfel gelagert, in verwirrtem Gemisch, als ob ein ganzer, von gräßlichen Blitzen zerrissener Wolkenhimmel auf ihn herabgestürzt wäre; und tief in dem finstern Dampfe war alles Bewegung; es wirbelte und wühlte, wie Kampfgetümmel und wild durcheinander tobende Wuth. Das Reich der Hölle schien durchbrochen, und der Berg eine ungeheure aufsteigende Brücke zu sein, von Giganten gebaut, den Himmel zu stürmen. Tiefe, dunkle Mitternacht umher, wie ein schwarzes Meer, worin der Berg gleich einer Feuerinsel

emporstand. Immer undurchsichtiger und finstrer ward das Donnergewölk, welches Himmel und Erde vermischte, und hoch herab aus der Nacht hingen Feuerbäche und Feuerströme. Der vollständigste dieser Ströme endigte in dem Feuersee auf der untern Terrasse und schien ein glühendes, unermeßliches Ungeheuer zu sein, welches aus dem Gluthsee sich emporrichtete und seinen flammenhauchenden Kopf in den schwarzen Wolken des Nachthimmels verbarg. Die im rothen Widerschein auf- und abgehenden Zuschauer glichen seltsamen, in Flammenduft gekleideten Schattengestalten. Das Ganze war mehr als erhaben romantisch; es war eine Zauberwelt voll Wunder, die das Gemüth überwältigten und fortrissen in das Gebiet der Phantasie und Träume! —

Tiedge.

159. Das Seetreffen bei Nacht.

Um ihren ausgebreiteten Handel kräftiger zu schützen, rüstete die ostindische Compagnie in Holland im Jahre 1615 eine Flotte von 7 Schiffen aus und untergab sie dem Befehl eines sehr geübten Seemannes, des Joris van Spielbergen.

Der königlich spanische Rath in Peru hatte jedoch kaum hiervon Nachricht erhalten, als er diese Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Schiffzahl dennoch höchst gefährlich schien, auf jede mögliche Weise zu vernichten beschloß und, weil er den geübten Holländern auf offener See nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern, um sie dort von der Land- und Seeseite zu gleicher Zeit angreifen zu können. —

Nur der spanische Admiral, Don Rodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in Peru, setzte diesem bedachten Plane sei-

nen jugendlichen Uebermuth entgegen und versicherte, daß er (so lauten seine eigenen Worte,) die jungen holländischen Hunde und verzagten Bruthühner bloß mit zwei Schiffen einzufangen sich getraue, zumal sie sichern Nachrichten zufolge bei der Durchfahrt in der Magellanischen Straße einen schweren Sturm ausgehalten hätten und hiedurch bis auf's äußerste abgemattet, sich ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel diese stolze Vermessenheit; er vertraute dem Don Rodrigo und gab ihm eine Flotte von 8 Schiffen, um die Holländer wirklich in offener See aufzusuchen. Das Admiral-Schiff, Jesus Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen besetzt; das Vice-Admiral-Schiff, Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes, führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord; das vierte Schiff, St. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geschütz; das fünfte Schiff, Maria del Rosario, 150 Mann und 4 Stücke, und die drei letztern Schiffe waren ohne schweres Geschütz nur mit Soldaten bemannt.

Der holländische Admiral van Spielbergen erfuhr zwar seinerseits auch bald genug, daß diese feindliche Flotte zu seiner Vernichtung in See gestochen sei; er stieg aber nichts destoweniger mit seiner Mannschaft auf dem Eilande Santa Maria an's Land, machte in den dort befindlichen spanischen Niederlassungen große Beute, und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeschifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reich beladenes spanisches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannschaft und Ladung geborgen war, versenken ließ.

Kaum war jedoch diese Beute errungen, als man von fern auch schon die Wimpel der feindlichen spanischen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, so

daß am Abend beide Flotten schon einander dicht gegenüber lagen. Der spanische Vice-Admiral, Don Pedro Alvarez de Piger, einer der erfahrensten Seeleute jener Zeit, ließ seinen jugendlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtsinnige, allzuhitzige Rodrigo blieb taub für jeden verständigen Rath, segelte dreist auf das holländische Admiral-Schiff, die Sonne genannt, los und kam ihm in der zehnten Abendstunde so nahe, daß er ihm die stolze Aufforderung, sich ohne Weiteres zu ergeben, selbst zurufen konnte. Spielbergen aber beantwortete dieses Gebot mit einer vollen Salve aus grobem und kleinem Geschütze und begann denn wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Seetreffen. Der Himmel war zwar allenthalben mit finstern Wolken überhangen, als habe auch er sich zum Kampfe gewaffnet; dennoch aber ruheten die Elemente und wollten stumme Zeugen sein, und die tiefe Windstille ließ das Toben des unsichtbaren menschlichen Kampfes nur desto grausenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; — aber die Nacht verhüllte alles, was geschah; keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde nicht zum Zielpunkt zu dienen, und nur in den bläulichen Blitzen des krachenden Geschützes erkannten sich die Feinde für den Augenblick und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verschlungen war, nur das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbst die Freunde suchten sich oft vergebens; sie durften trotz der Besorgniß, sich einander selbst zu vernichten, die Wuth des Kampfes nicht hemmen, und der Zufall wurde beschworen, die Kugeln nur auf Feindes-Herzen zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen und trafen fast mit jedem Schusse, dergestalt, daß sich das

spanische Admiral=Schiff, sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest, es mußte Stand halten und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden sein, wenn nicht ein anderes spanisches Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. — Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Noth trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier weggeschlagen, und so versank es denn bald darauf mit allem in der Fluth. Kaum hatte die holländische Jacht hier gesiegt, als der spanische Admiral, auf's neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß und gezwungen auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem holländischen Vice=Admiral=Schiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Officier auf demselben, ein alter vertrauter Waffenbruder des Capitains der Jacht, bat den Vice=Admiral, seinem Freund zu Hilfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein Boot und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen. Allein der Capitain, von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahende Feinde, und während er den Angriff des feindlichen Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten, rettenden Feindes in den Grund. — —

Als der Morgen endlich nach dieser schaudervollen Nacht aufdämmerte und alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hilfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter das fast noch unbeschädigte Schiff seines Vice=Admirals gelegt,

wo er Schutz zu finden glaubte; allein van Spielbergen griff beide auf's neue an, und es kam zwischen den Admiral- und Vice-Admiral-Schiffen beider Theile zu einem neuen mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das holländische Schiff, Aeolus, auch herbei eilte, und die Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe an einander trieben und Bord an Bord legten, um aus einem derselben in das andere flüchten zu können. Das Vice-Admiral-Schiff war jetzt am härtesten getroffen worden, es drohete zuerst zu sinken; alles floh daher auf das Admiral-Schiff hinüber. Allein dieß befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der geringste Theil der Mannschaft, welche noch am Leben war, eilte auf das Vordertheil des Schiffes, wo einige die weiße Fahne aufsteckten, andere sie wieder herabrissen und lieber zu sterben, als sich zu ergeben beschloßen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweiflung, Feigheit gegen Muth, Lebenslust gegen Todesverachtung, und so den Kampf gegen die Feinde vergessend, trieben sich die Spanier, taub gegen die Stimme des Befehlshabers, selbst aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte sich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den holländischen Vice-Admiral wie einen Schiedsrichter zwischen die beiden spanischen Schiffe. Dieß gab den Spaniern die Besinnung wieder; sie klammerten sich nun sofort an den Bord des feindlichen Schiffes, um es siegend zu ersteigen, wurden aber auch hier abgeschlagen, und der spanische Admiral versuchte nun mit vollen Segeln und vom Winde begünstigt, endlich seine letzte Rettung in der Flucht. Zwei holländische Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg — man hatte aber niemals je wieder etwas von ihm erfahren. Während dessen hatte van Spielbergen das spanische Vice-Admiral-Schiff nach langem, hartnäckigem Widerstande endlich doch erobert und die Mannschaft desselben zu Gefangenen gemacht. Sie sollte nebst ihrem Befehlshaber, dem Vice-

Admiral Don Pedro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erscheinen. Allein Don Pedro bestand darauf, sein Schiff nicht eher, als nach Verlauf der nächsten Nacht verlassen zu wollen, indem er deßhalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugestanden, und van Spielbergen, der Sieger, vermochte es über sich, den heldenmüthigen Besiegten auf seinem halbzertrümmerten Schiffe selbst zu besuchen. Hier fand er Don Pedro mit dem Reste seiner Officiere ruhig beim Abendbrod; zwei stattliche Jünglinge, seine Söhne, saßen ihm zur Seite. Der alte Vice-Admiral erhob sich langsam von seinem Sitze, als van Spielbergen in die Kajüte trat; seine grauen Haare waren noch voll Blut, und seine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

„Seid mir willkommen, Herr Admiral!“ rief er aus, „ihr habt ein volles Recht, mein Gast zu sein. Nehmt den Becher! wir trinken so leicht nicht wieder zusammen!“

Spielbergen trank, und als er wieder gehen wollte, und er dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Pedro: „Ich wünsch' euch von Herzen heut' eine gute Nacht, denn ihr habt sie verdient; mögt ihr mir morgen früh dafür doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen!“ so schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufging, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich seiner großen Beschädigungen wegen nur noch wenige Stunden über dem Wasser werde erhalten können, und entschlossen, lieber den Tod, als die Gefangenschaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren sie denn alle im tiefsten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Mee-

res verrathe, und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdeck, blickte wehmüthig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche schwammen, und die Hand nach den Wolken empor streckend, rief er aus: „Guten Morgen! Don Pedro!“

Houwald.

160. Der Solenhofer Knabe.

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gang. Das Holz zu den Oefen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine, zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuhe unter dem Rasen.

Ehe man aber anfing diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit, und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeit lang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Es war eine Wittwe im mittleren Alter, und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Orts hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften

Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte.

Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrath von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende, und mit ihm das Brod, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sommerseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fingen sie nun an zu schürfen, aber überall vergebens und ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das Einzige, was sie noch unter sich theilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Antheil roh, wie er aus der Kufe kam, die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Wittwe und salzte sie oft mit ihren bittern Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Wittwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Oel im Krug. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen, und gehe hinein, und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben.“

Der Knabe liebte seine Mutter, und bewies seine Liebe meistens dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, son-

dern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete, und überhaupt alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, von Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

In Solenhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selbst reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen. Denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter andern Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen andern kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. — Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen. Und wenn

der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter." Dann segnete er den Knaben, und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Wittfrau hatte nun die Noth ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Wittwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen luftigen Berge. In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirthin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern.

An Unterhaltung fehlte es ihm auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben, und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu fertigen.

Was man so unrichtiger und sündlicher Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schooß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf, und sprach dann bei sich: „fünfzig solche viereckige Tafeln wenn ich hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet." Und während er dieß dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zer-

sprungenen Glocke und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten eben so gehen. Und hämmerte auch auf den zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fort gemacht hatte, lag eine vollkommene, viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer aneinander gerieben, um sie zu poliren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu Stande kam, wenn er von dem Sande, mit dem seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an, und gewann so einige schöne Platten.

Indeß trieb er dieß alles als eine bloße Spielerei, und sagte davon niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamme aufhebt. — Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte Benedikt.

„Er stund,“ antwortete die Wittwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und berathschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der Eine rieth dieß, und der andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung dadurch ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die eilfte Stunde haben

wir die fremden Steinmetzen hieher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerlei Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsern bischöflichen Beutel zu theuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind."

„So, so!" versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter gute Nacht und ging unter Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tirol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kästen nach und stellten sie neben einander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein Uebriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer.

Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Theil die kleinen Marmelsteine in den Schubladen so neben einander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue,

bunte und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im Großen ausfallen würde. Aber als die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß davon schon an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern berechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Totalsumme in Goldgülden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte den Kopf, und die Grafen und die Herren machten große Augen. Ja ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstund unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen baarfüßigen Bauernknaben nicht herein lassen und hielten ihre Hellebarden vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg, wie eine Henne unter der Gartenthüre, und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stund, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze, an der nicht viel zu verkrüppeln war, nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte, nahm er aus der Schürze, womit sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme.

Seine Waare zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nöthig, sondern er schaute nur Einem von den Umstehenden

nach dem andern in's Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfing, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berg hinter dem Kloster gemacht. Und wenn ihr noch mehr braucht, so dürft ihr mir nur eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen, sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hinterthüre hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt, wohin er den Weg genau kannte, von dem Sandhandel her. Seine Mutter erschrack freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte, und das Nest leer fand. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen, und stunden meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Uebel und wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geissel und Stecken, und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte.

Aber als sie Abends hinter der gehörnten Schaar das Dorf hinunter ging, kamen einige Maulthiere herauf ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs, und zwar so munter, daß die Wittfrau sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für

die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmetzen wieder in ihre Heimath entlassen, den Knaben aber mit sich in sein Haus genommen, gespeist und ihm versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solenhofen zurückgehen lassen.

Der Bischof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meister Steinmetz in Eichstädt in der Lehre gewesen war, ließ er sich in Solenhofen nieder, und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie an dem täglichen Brod fehlte.

Stöber.

161. Verzeichniß

einer Sammlung von Geräthschaften welche im Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden sollen.

(Auszug.)

1) Ein Messer ohne Klinge an welchem der Stiel fehlt.
2) Ein doppelter Kinderlöffel, für Zwillinge.
3) Eine Repetirsonnenuhr von Silber.
4) Eine Sonnenuhr, an einen Wagen zu schrauben.
5) Eine ditto welche Lieder spielt.
6) Eine Schachtel voll kleiner feingearbeiteter Patronen mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu sprengen.
7) Eine Bettstelle in Form eines Sarges schwarz gebeizt, mit überzinnten Henkeln, nebst 12 Gueridons für 12 Nachtlichter. Für Methodisten und Betschwestern.
8) Eine ditto Bettstelle, sich selbst des Nachts darin in der Stube herumzufahren.

9) Ein prächtiges Imperialbett, worin drei Großveziere an der Pest gestorben.

10) Eine vortreffliche Sammlung von Instrumenten, die Juden zu bekehren. Sie sind meistens von polirtem Stahl und das Riemenwerk von rothem Marocco. Zumal ist die große Peitsche ein Meisterstück der englischen Riemerkunst.

11) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichenwagen, zwölf Leichen zugleich darin hinauszufahren.

12) Eine Flasche Wasser aus einem Stück Eis, welches im Jahr 1740 noch um Pfingsten auf der Straße gelegen. Es hat die sonderbare und von keinem Physico noch bemerkte Eigenschaft, daß es bei jedem kalten Winter, wenn man es hinaus setzt, sich gleichsam seiner Freiheit erinnert und das Glas zersprengt. Der Selige hatte der königl. Societät eine Abhandlung darüber überreicht, sie ist aber wegen allerlei Kabalen niemals gedruckt worden.

13) Eine ganz vollständige Hauspulvermühle, worin jedermann sein Schießpulver selbst verfertigen kann, und zwar einen halben Zentner auf einmal. Sie ist so bequem eingerichtet, daß sie unter einem etwas großen Schreibtisch, oder auch unter einer etwas erhöhten Bettlade in Gang gesetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.

14) Ein astronomischer Vexirtubus; wenn ein Freund durchsieht und man dreht eine kleine Schraube, so bläset er demselben Pfeffer und Schnupftabak in die Augen. Ist auch auf der Erde zu gebrauchen. Hierüber soll der Selige einmal ein paar Ohrfeigen bekommen haben.

15) Ein Barometer, welches immer schönes Wetter zeigt. Das Thermometer dabei zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.

16) Eine Suite von Kleidungsstücken für ein Kind mit zwei Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis in's zwanzigste Jahr. Ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst. Sie können auch zur Probe von zwei einzelnen Menschen angezogen werden, welches zumal in gemischter Gesellschaft zu drolligen Scenen Anlaß gibt.

17) Die peinliche Halsgerichtsordnung, von dem Seligen selbst in Musik gesetzt. Es ist die vollständige Partitur mit Pauken und Trompeten. Bei einigen Passagen enthält das Accompagnement sogar Kanonenschüsse. Sonst hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

18) Eine prächtige Staatscarosse mit vieler Vergoldung. Hoch über dem Kutschersitz ist ein prächtiger Spiegel angebracht, der gegen die Ebene, worauf die Kutsche steht oder geht, unter einen Winkel von 45° nach der Kutsche zu geneigt ist. Hinten über der Kutsche correspondirt ihm ein ähnlich liegender, aber entgegengesetzter. Durch dieses prachtvolle Polemoscop wird der Kutscher in den Stand gesetzt auf dem Bock sogleich zu sehen ob sich jemand hinten aufgesetzt hat. Ist dieß der Fall, so stampft er nur mit dem Fuß auf eine Feder, und der Passagier bekommt sogleich einen derben Stoß gegen das Sitzfleisch, so daß er so leicht nicht wiederkommt.

Lichtenberg.

162. Hundert Sprüchwörter.

1) Fröhlich in Ehren kann niemand wehren.
2) Eilesehr brach den Hals.
3) Uebermuth thut selten gut.

4) Hoffarth muß Zwang leiden.
5) Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.
6) Höfliche Worte helfen viel und kosten wenig.
7) Unrecht Gut gedeiht nicht.
8) Der ungerechte Pfennig verzehrt den gerechten Thaler.
9) Geben ist seliger als nehmen.
10) Almosengeben armet nicht.
11) Der Geizige ist seine eigene Stiefmutter.
12) Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.
13) Reu' und guter Rath ist unnütz nach gescheh'ner That.
14) Trägheit geht langsam voran, Armuth schnell hintendrein.
15) Gebratene Tauben kommen keinem in den Mund geflogen.
16) Geduld ist die beste Arznei.
17) Ehrlich währt am längsten.
18) Biedermann's Erbe liegt in allen Landen.
19) Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.
20) Man muß den Baum biegen, so lang er jung ist.
21) Versprechen und halten steht gut an Jungen und Alten.
22) Wer die Wahl hat, hat die Qual.
23) Reichthum vergeht, Kunst besteht.
24) Iß was gar ist, trink was klar ist, sprich was wahr ist.
25) Wer Recht thut, wird Recht finden.
26) Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn.
27) Der Lügner und der Dieb wohnen unter Einem Dach.
28) Wohlgezogen, nie gelogen.
29) Den Esel erkennt man an den Ohren, an den Worten den Thoren.
30) Des Zornes Ausgang ist der Reue Anfang.
31) Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel.
32) Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.
33) Morgenstunde hat Gold im Munde.
34) Des Herrn Auge macht die Pferde fett.
35) Kein Meister ist vom Himmel gefallen.

36) Rom ist nicht an Einem Tag gebaut.
37) Es ist nicht alles Gold was glänzt.
38) Ein räudig Schaf steckt die ganze Heerde an.
39) Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Groschen nicht werth.
40) Zu wenig und zu viel ist aller Narren Ziel.
41) Allzuscharf macht schartig.
42) Was dem einen recht ist, ist dem andern billig.
43) Wer redet was ihn gelüstet, muß hören was ihn entrüstet.
44) Geh'n Kinder und Narren zu Markt, so lösen die Krämer Geld.
45) Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.
46) Ein jeder Tag hat seine Plag'.
47) Junge Spieler, alte Bettler.
48) Gut verloren, nichts verloren; Ehre verloren, halb verloren; Gott verloren, alles verloren.
49) Wer zuletzt lacht, lacht am besten.
50) Der Mensch denkt, Gott lenkt.
51) Wer Gott fürchtet, hat sonst nichts zu fürchten.
52) Wohlschmack bringt Bettelsack.
53) Es ist eine kleine Stelle wo es gut schmeckt.
54) Sage nicht alles was du weißt; glaube nicht alles was du hörst; thue nicht alles was du kannst.
55) Wenn ein Freund bittet, so gilt kein „morgen!“
56) Viel Köpfe, viel Sinne.
57) Lieber Gut und Blut verloren, als einen falschen Eid geschworen!
58) Es hilft nichts gut spannen, man muß auch gut abschießen.
59) Keine Antwort ist auch eine Antwort.
60) Jedem Narren gefällt seine Kappe.
61) Ich halt', ich mein', ich wähnt', ich dacht', hat manchen Gesellen in's Unglück gebracht.

62) Freundlich abschlagen ist besser als unwillig geben.
63) Wer viel fragt, geht viel irr.
64) Verkaufe das Fell nicht, bis du den Bären hast.
65) Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.
66) Wer den Kern will, muß die Nuß aufbeißen.
67) Ein dürrer Habich ist besser als ein fetter Hättich.
68) Es gehen viel Wünsche in Einen Sack.
69) Zum Reiter gehört mehr als zwei Stiefeln.
70) Wer weit will geh'n, muß früh aufsteh'n.
71) Ein gut Wort findet eine gute Statt.
72) Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.
73) Glück und Glas, wie leicht bricht das.
74) Wenn die Kuh gestohlen ist, schließt man den Stall zu.
75) Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen.
76) Gut Ding will Weile haben.
77) Gibt man dem Unverschämten den Finger, so nimmt er die ganze Hand.
78) Wann die Noth am höchsten, ist die Hülf' am nächsten.
79) Der Neid thut sich selber Leid.
80) Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun.
81) Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.
82) Das Werk muß seinen Meister loben, nicht der Meister sein Werk.
83) Wo Glück aufgeht, geht Demuth unter.
84) Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.
85) Ein Steckenpferd kostet oft mehr zu halten als ein Reitpferd.
86) Wer Unglück gekostet hat, weiß wie es schmeckt.
87) Pflügen und nicht säen, lesen und nicht verstehen, heißt halb müssig gehen.
88) Hundert Jahre unrecht ist keine Stunde recht.

89) Jedes Ding hat zwei Seiten.
90) Wer zu früh aus der Lehr' geht, ist für den Wagen zu kurz und für den Karren zu lang.
91) Gott begegnet manchem, wenn er ihn nur grüßen wollte.
92) Wo Hans Unfleiß nimmt überhand, da hat kein Ding in die Läng' Bestand.
93) Gewalt wird nicht alt.
94) Guter Weg um ist nicht zu krumm.
95) Im Becher ertrinken mehr Menschen als im Meer.
96) Wer mit Hunden schläft, steht mit Flöhen auf.
97) Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn.
98) Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.
99) Stille Wasser sind tief.
100) Die Hunde die am lautesten bellen, beißen am wenigsten.

Verzeichniß.